

J. D. H. TEMME

DIE PRÄSIDENTIN

KRIMINALGESCHICHTE

J. D. H. Temme
Die Präsidentin
Kriminalgeschichte

Verlag Dürr'schen Buchhandlung, Leipzig, 1877

Bibliothek von ngiyaw eBooks

1.

Die Mordnacht auf Romnike.

Dem heißen Tage war ein schwüler Abend gefolgt. Die Sonne hatte vierzehn Stunden lang an dem wolkenlosen Himmel gebrannt. Sie sandte ihre letzten Strahlen den Haiden, den Fluren, den Wäldern Lithauens, auch dem Schlosse Romnike. Das Kupferdach des Thurmes auf dem alten Schlosse leuchtete wie in dunklen Feuerflammen; heller glänzten die vergoldeten Zahlen auf dem großen Zifferblatte der Thurmuh. Fünf Minuten vor acht meldete der Zeiger.

Das Schloß lag mit seinen Nebengebäuden und seiner ganzen Umgebung in der tiefsten Stille des Abends. Man sah keinen Menschen und kein Thier; man vernahm kein Geräusch, keinen Laut; nur hinten aus den Pferdeställen drang zuweilen ein Ton herüber, der anzeigte, daß ein Roß das frisch untergelegte Stroh stampfte und den Hafer in der Krippe mit einem leisen Wiehern begrüßte.

Sie hatten alle in der langen Tageshitze ihre schwere Arbeit gehabt; sie ruhten jetzt aus.

Der Zeiger auf dem Zifferblatte der Thurmuh war weitergerückt; die Uhr schlug acht.

Aus einer Seitenthür des Schlosses trat eine ältliche

Frau hervor; aus dem hohen mittleren Schloßportal schritt ein Mann in mittleren Jahren. Beide mußten zu der Dienerschaft des Schlosses gehören. Dienern eines vornehmen Hauses sieht man ihre Stellung auf den ersten Blick an. Der Diener war schwarz gekleidet, trug eine weiße Halsbinde, weiße Handschuhe; er war barhaupt. Alles an ihm war fast peinlich sauber; das braune Haar sorgfältig gescheitelt und geglättet. Die Dienerin trug hellere Kleidung, aber Alles von solidem Stoff, von einfachem Schnitt; sie glich einer Frau des gut situirten Bürgerstandes. Sie hatte ein einnehmendes Aussehen; durch das blasse verständnißvolle Gesicht schien zuweilen ein zurückgehaltener Gram sich zu ziehen.

Sie waren gleichzeitig auf den Schloßhof getreten, wohl mit dem Schlag der Uhr, ohne daß Eins von dem Anderen wußte, aber doch wohl mit der Gewißheit, daß sie sich treffen würden. Sie sahen sich; sie traten zusammen.

Der Mann war der Kammerdiener des Schloßherrn; die Frau war die Kammerfrau der Schloßherrin.

Schloßherr war der General der Cavallerie, Graf Waldern. Er bewohnte mit seiner Gemahlin das Schloß seit etwa einem halben Jahre. Als die Festlichkeiten und Vergnügungen des Winters in der Residenz begannen, hatten sie die Stadt verlassen und in die Stille und Einsamkeit des rauhen Lithau'schen Winters sich zurückgezogen, die beiden Gatten allein, mit weniger

Dienerschaft. Sie hatten hier still und einsam gelebt; sie lebten hier noch so.

Das Gut Romnike gehörte zu den größten und reichsten Rittergütern Lithauens. Es war früher eine königliche Domaine gewesen; der König hatte es dem Grafen Waldern, seinem treuen, muthigen, umsichtigen und glücklichen Feldherrn, zum Geschenk gemacht. Die große Besitzung dehnte mit ihren Aeckern, Wäldern, Weiden und Vorwerken weit an der russischen Grenze entlang und tief in das preußische lithauische Land hinein sich aus. Das Schloß lag kaum fünfzehn Minuten von der Grenze entfernt.

»Zum Thee, Georg?« fragte die Kammerfrau den Kammerdiener.

»Zum Thee, Frau Erhardt,« war die Antwort.

Sie schritten zusammen in den Schloßhof hinein.

Der Schloßhof war ein weites, längliches Viereck. Dem offenen Eingang gegenüber lag das Schloß; die ganze rechte Langseite wurde von Wirthschafts- und anderen Nebengebäuden eingenommen; links schloß sich der Schloßpark an, dessen Wege unmittelbar in den auch hier offenen Schloßhof einmündeten.

Der Diener und die Dienerin waren eine Weile schweigend neben einander gegangen. Der Kammerdiener brach das Schweigen.

»Ich finde Sie heute bekümmert, Frau Erhardt.«

»Ich wüßte nicht, daß ich anders wäre als sonst,« war

die Erwiderung der Kammerfrau.

»Doch! Und ich meine, es muß Ihnen etwas begegnet sein.«

»Durchaus nichts, Georg!«

Die Frau versicherte es ehrlich; es lag dennoch etwas Gedrücktes in ihrer Antwort.

»Freilich,« meinte der Diener, »was könnte Ihnen auch begegnet sein! Sie leben den einen Tag wie den andern, und so leben wir Alle hier. Und das ist ein langweiliges Leben, und gestehen Sie, ein langweiliges Leben ist kein angenehmes.«

Die Frau erwiderte darauf etwas strenge: »Ich kann Ihnen nur gestehen, Georg, daß ich hier noch keinen Augenblick Langeweile empfunden habe, und sollte es Ihnen hier langweilig sein, Georg, Keiner im Schlosse ist gezwungen, hier zu bleiben.«

Die Worte schienen einen eigenthümlichen Gedanken in dem Diener geweckt zu haben.

»Keiner, Frau Erhardt,« rief er. »Die gnädige Frau nehmen Sie doch wohl aus! Und am Ende Seine Excellenz selbst!«

Die Frau aber antwortete ruhig: »Ich sprach nur von Ihnen und mir!«

»Und ich,« entgegnete zähe der Kammerdiener, »mußte bei Ihren Worten doch an die Herrschaft denken.«

»Diener,« sagte entschieden die Frau, »müssen nicht über die Herrschaft sprechen.«

Sie hatten den Schloßhof durchschritten, waren in den Park eingetreten. Sie nahmen ihren Weg zu einem Bosket, das nicht weit von dem Schlosse den Anfang der weitläufigen Parkanlagen bildete. Eine lange Reihe der kostbarsten Orangeriegewächse, in grünen und weißen Kübeln aufgestellt, führten sie dahin.

Der Frühling kommt spät in jenen Norden der russisch-preußischen Grenze; er kommt dann aber auch plötzlich mit aller seiner Kraft, mit der ganzen Triebkraft seiner wärmenden Sonne, seiner milden, belebenden Luft. Heute noch liegen Strom und Feld, Wald und Wiese und Acker unter starrer Eisdecke, morgen beginnt die Sonne das Eis zu schmelzen, im Strome kommen die Fluthen ihr zu Hülfe, zersprengen die dichte Decke zu Schollen, treiben die Schollen dem Meere zu, oft unter Gefahren für Land und Leute; aber der Strom ist frei, und aus dem Schooße der Mutter Erde locken die Sonnenstrahlen die befruchtende Wärme zu der Oberfläche hinauf, und auch das Land ist von seinem starren Winter befreit, und sein Herr, der Mensch, kann es bebauen, kann darin graben, pflügen, ackern. Und wenn kaum acht Tage weiter entschwunden sind, grünt auch der Wald, und in den Gärten blühen die Kirschen, die Pflaumen, der Flieder, und der Lithauer hat seinen Pelz abgelegt, den er gestern noch trug, und arbeitet draußen, wie im Hause, in bloßen Hemdärmeln.

Der Park des Schlosses Romnike stand in vollem Grün,

in voller Blüthe. Die Orangeriehäuser des Schlosses hatten sich geöffnet und ihre reizendsten und duftigsten Zierden dem Blätter- und Blüthenschmuck des Parkes hinzugesellt.

Der General und die Generalin hatten schon seit einigen Stunden den Park aufgesucht. Zum Thee wollten sie in die Gemächer des Schlosses zurückkehren.

Der Kammerdiener hatte zu melden, daß der Thee servirt sei; die Kammerfrau hatte nachzusehen, ob die Herrin Blumen oder Anderes in's Schloß zu schaffen, sonstige Befehle zu ertheilen habe.

Beide erreichten das Bosket, in dem sie die Herrschaft finden sollten.

Sie fanden sie nicht darin. Sie verwunderten sich. Sie suchten vergebens in den Windungen der Gänge, in dem Dunkel der Lauben.

Sie hatten die Gebüsche, die Alleen durchstreift, nach allen Seiten, vereinigt, vereinzelt. Sie trafen wieder zusammen. Der Diener wollte noch immer sich nur verwundern; die Frau war erschrocken.

»Wenn nur kein Unglück geschehen ist,« sagte sie.

»An was für ein Unglück könnte man hier denken, Frau Erhardt? In den Park kommt kein Fremder, und sie waren ihrer ja Zwei; Einer konnte immer Hülfe herbeirufen, wenn dem Anderen etwas zustieß.«

»Die Revolution drüben!« rief die bekümmerte Frau.

Der Diener Georg nahm die Sache trotzdem leicht.

»Was kümmern uns die Polen, und wie werden sie sich um uns hier kümmern? Sie haben genug eben mit ihrer Revolution zu thun.«

Die Frau wurde nicht beruhigter.

»Ich lese die Zeitung, Georg. Es wird drüben von Tag zu Tag grausamer, unheimlicher, trostloser. Wir hier erfahren es nicht, weil Keiner über die Grenze sich hinaus wagt und von dort Niemand hierher darf. Nur die Zeitungen berichten, wie drüben überall der offene Krieg und der heimliche Mord herrscht.«

»Drüben, Frau Erhardt! Nicht hier! Sie sagen ja selbst, es dürfe Keiner von dort hierher.«

»Wenn nun aber Einer, wenn eine jener Banden hierher rückte!«

»Hierher nach Preußen? Und gerade nach Schloß Romnike?«

»Haben Sie von der geheimen Revolutions-Regierung in Warschau gehört, Georg?«

»Nur wenig, eigentlich nichts.«

Die Begebenheiten, die wir hier zu erzählen haben, ereigneten sich im Mai des Jahres —.

Schon gegen das Ende des Jahres vorher war in dem unglücklichen Königreiche Polen wieder eine Revolution ausgebrochen. Sie war lange vorbereitet, verborgen, heimlich, planmäßig, sicher. Die Russen hatten sie aber so wenig geachtet, wie in früheren Jahren. Die Russen waren zu sicher, zu übermüthig, in Rußland, in Polen

selbst. Zweihundert Meilen von der polnischen Grenze entfernt, konnte, wer sehen wollte, eigenthümliche Erscheinungen und Anzeichen wahrnehmen. Ich selbst, der Schreiber dieser Zeilen, erblickte schon im September und October Gesichter und Gestalten, die aus dem Asyl, das sie gefunden hatten, seit Jahren verschwunden waren. Sie waren damals weiter gegangen, nach Amerika, nach anderen Welttheilen. Sie waren Alle in der früheren revolutionären Bewegung ihrer Nation thätig gewesen. Im Herbst waren sie wieder da, einzeln, vereinsamt, still. Man sah sie nur des Abends, auf entfernten, wenig besuchten Promenaden. Bald waren ihrer mehrere, und immer mehrere folgten. Stets mieden sie die Oeffentlichkeit, stets wichen sie scheu zurück, wenn man zufällig auf sie traf. Als der Winter nahte, waren sie verschwunden, plötzlich, sämmtlich. Wenige Wochen, vielleicht nur Tage nachher stand Polen wieder in den Flammen der Revolution, und die Zeitungen nannten Namen an Namen von jenen Männern, die in Verborgenheit den Moment erwartet hatten, da in der Heimath die Vorbereitungen zum Losschlagen beendet waren.

Der Aufstand gewann Boden, machte Fortschritte. Daß er von der russischen Uebermacht auch diesmal erdrückt, niedergeschlagen, vernichtet werden mußte, konnte den heißesten Sympathien für ein Volk, das für seine Freiheit kämpft, nicht entgehen. Den unglücklichen Polen selber

wurde es bald offenbar. Um so verzweifelter wurden ihre Anstrengungen; um so muthiger kämpften sie; um so grausamer wurde auf beiden Seiten der Kampf; um so entfesselter wurden die Leidenschaften. Den entfesselten Leidenschaften galten zuletzt alle Mittel: offene grausame, heimliche um so grausamere. Um die einen wie die anderen zu organisiren, einer Centralleitung zu unterwerfen, hatte im Anfang Mai in Warschau ein geheimes Revolutions-Tribunal unter dem Namen Nationalregierung sich gebildet. Die Namen der Mitglieder dieser Regierung wurden nicht bekannt. Zeit und Ort ihrer Versammlungen waren das tiefste Geheimniß; ihre Beschlüsse wurden erst bekannt, wenn sie vollzogen waren. Sie waren unbedingt befolgt, plötzlich, heimlich. Sie waren blutige Befehle.

Ihre Vollzieher erhielten den Namen Hänge-Gendarmen. Der Name wurde ein allgemein gefürchteter. Die Hänge-Gendarmen waren da, wie der Dieb in der Nacht; daß sie dagewesen seien, zeigten nur die Spuren, die sie zurückließen; diese Spuren waren die Leichen Erhängter, Erdolchter, Erschossener. Die heimlichen Executionen der Hänge-Gendarmen entzündeten bald eine stille Wuth, einen nach Blut dürstenden Fanatismus in den unteren Schichten des Volkes. Es war so natürlich. Wer irgend einen Feind hatte, sah in diesem einen Feind des Vaterlandes, einen Unterdrücker der Freiheit; wer dem Einen ein Feind, der Nation ein Verräther war, wurde

es bald den Nachbarn, dem ganzen Dorfe. Die Rache wüthete, mit ihr die Habsucht, die Plünderungslust, die Mordlust. Heimliche Ueberfälle, bei Tage wie bei Nacht, wurden täglich berichtet.

Von den letzten Tagen des Monats Mai berichten wir hier.

Die Frau Erhardt, die Zeitungen las, wußte dem Kammerdiener Georg Einzelheiten aus den letzten Tagen zu erzählen.

Ein vornehmer Pole, der dem russischen Regimente gedient hatte, war von der Nationalregierung — das geheime Revolutionstribunal hatte die Frau sie genannt — zu einer hohen Geldbuße verurtheilt worden. Er hielt sich auf seinem Gute auf. Die Verurtheilung war im Geheimen geschehen; er hatte keine Ahnung von ihr. Er hielt sich außerdem auf seinem Gute sicher; es lag in der Nähe einer Stadt, die von russischem Militär besetzt war. Plötzlich des Nachmittags sah man sich von einem Haufen Hänge-Gendarmen überfallen, sie waren in das Schloß eingedrungen, ohne daß ein Auge oder Ohr sie wahrgenommen hatte. Der Führer des Haufens legte dem Schloßherrn den Befehl der Nationalregierung vor, verlangte die sofortige Bezahlung der Summe, auf die der Befehl lautete: wenn nicht binnen einer Stunde die Zahlung erfolgt sei, würde der Herr Graf gehängt werden. Der Graf war in der Gewalt der Gendarmen; sein Schloß war besetzt; nicht er, nicht Einer von seinen Leuten

konnte hinaus. Er mußte dem Zahlungsbefehle nachkommen, aber er glaubte noch einen Rettungsanker zu haben. Er habe eine so große Summe nicht zu Hause, erklärte er; er müsse einen Boten an seinen Geschäftsjuden in der Stadt senden, ihm das Geld zu schicken. Es war glaublich, es war vielleicht auch wahr. Der Führer gestattete ihm, zu thun, wie er sage. Der Graf schrieb den Brief an seinen Juden, zugleich einen zweiten an den russischen Commandanten in der Stadt, den er um Hülfe bat. Er gab beide Briefe, den zweiten heimlich, einem seiner Diener, sie in der Stadt zu besorgen. Der Bote ging damit ab. Das Schloß blieb besetzt; Niemand konnte es verlassen. Der Graf blieb unter der besonderen Bewachung des Führers. Er war guter Dinge, lud seinen Gefangenwärter ein, mit ihm zu Nacht zu essen, ließ ein kostbares Mahl auftragen, dazu die feinsten Weine, blieb guter Dinge, in der Hoffnung, jeden Augenblick eine Schwadron Russen zu seiner Erlösung auf seinem Hofe zu sehen. In seiner frohen Hoffnung hatte er nicht beachtet, daß der Führer auf den Wink eines seiner Begleiter das Zimmer verlassen hatte, freilich nur für einen Augenblick, und ohne die geringste Veränderung seiner Mienen bei der Rückkehr. Als das Mahl zu Ende war, wurde der Führer wiederum hinausgerufen. Er kam auch diesmal nach einem kurzen Augenblick zurück. Zwei von seinen Leuten folgten ihm. Er hatte die vergnügteste Miene von der Welt. Mit ihr zeigte er dem

Grafen einen schweren Sack voll Goldstücke vor. Von dem Juden in der Stadt, sagte er. Dann übergab er dem Grafen einen Brief. Es war das Schreiben des Grafen an den russischen Commandanten. Ein paar Hänge-Gendarmen waren dem Boten gefolgt, hatten ihn, wie er kaum den Gutshof verlassen hatte, angehalten, ihm seine beiden Briefe abgenommen, ihn dann am nächsten Baume aufgehängt. Mit dem Briefe an den Juden war darauf der eine Gendarm zur Stadt gegangen; den Brief an den Commandanten hatte der andere dem Führer übergeben. Und der Führer ließ nun den Grafen in seinem Speisesaal aufhängen.

Ein zweiter Fall, der gleichfalls erst vor kurzer Zeit sich zugetragen hatte, bot einen anderen Erfolg dar.

Der Woyt der Kwozyner Güter wurde heimlich benachrichtigt, daß er von der National-Regierung zum Tode verurtheilt sei und jeden Tag auf das Erscheinen der Hänge-Gendarmerie sich gefaßt zu halten habe. Die Güter waren von der russischen Regierung confiscirt, der Woyt von den Russen eingesetzt. Er war ein muthiger und entschlossener Mann. Er behielt die heimlich erhaltene Nachricht geheim für sich. Hätte noch ein Mensch außer ihm sie gewußt, so war er verloren. Er war ein strenger Mann gegen seine Leute, und er konnte auf sie sich nicht verlassen. Aber auch abgesehen davon, die Existenz des geheimen Revolutions-Tribunals war bekannt im Lande, und die Furcht vor den unheimlichen

Hänge-Gendarmen war eine allgemeine; wer hätte gewagt, ihre Wege zu durchkreuzen? Der Woyt änderte nichts in seiner Lebensweise, in seinem Benehmen; er besorgte am Tage seine Geschäfte wie sonst, schlief in demselben Gemache wie bisher, allein, unten im Hause, nach dem Hofe hin. Zwei Tage und zwei Nächte lang war er durch nichts gestört oder beunruhigt worden. In der dritten Nacht, bald nach Mitternacht, hörte er auf dem Hofe Schritte nahen. Er wachte, wie in den beiden Nächten vorher. Erst wenn der Morgen graute und die Leute zur Arbeit aufgestanden waren, hatte er zu einem Schlummer von wenigen Stunden sich niedergelegt. Mit ihm, dem Woyt, hat sie auch der große Hund gehört, der in der Nähe des Wohnhauses an der Kette liegt. Das Thier läßt ein Knurren vernehmen, aber zum lauten Bellen kommt es nicht. Ein rascher Schritt hatte von den anderen sich getrennt, war dem Hause zugeeilt, der Hütte des Hundes. Das Thier wurde still, gab weiter keinen Laut mehr von sich. Am Morgen wurde es todt gefunden; mit einem Stücke Brod hatte es ein schnell tödtendes Gift verschluckt. Sämmtliche Schritte kommen näher, leiser, vorsichtiger. Am Hause, unmittelbar unter dem Fenster des Woyt, machen sie Halt.

Das Zimmer liegt zur ebenen Erde; es ist weder mit einem Laden, noch mit einem Gitter, noch mit anderem Schutze versehen. Man ist auf den polnischen Gütern sorglos, und der Woyt kannte keine Furcht.

An dem Fenster wird gearbeitet, eine Scheibe loszulösen, um mit der Hand hindurch zu greifen und es zu öffnen.

Der Woyt läßt Alles ruhig geschehen. Er steht hinter dem Fenster, nach der Seite, auf der es sich öffnen muß. Er hat einen schußfertigen fünfflüfigen Revolver in der Hand, ein zweiter mit eben so vielen Läufen liegt neben ihm auf einem kleinen Tische. So erwartet er die Henker des heimlichen Revolutions-Tribunals, den Augenblick, da sie das Fenster werden geöffnet haben, da einer von ihnen einsteigen wird. Das Fenster ist schmal; immer nur Einer kann hindurch gelangen.

Es wird geöffnet. Eine Gestalt schwingt draußen sich empor, mit einem Satze in dem Zimmer zu sein. Zwei andere sind unmittelbar hinter ihm, auf seinen Fersen ihm zu folgen. Hinter ihnen stehen noch zwei andere. Der Woyt sieht Alles genau. Daß fünf Personen draußen seien, hat sein Gehör ihm schon vorher gesagt.

Der Mensch sitzt auf der Fensterbank; er hat den einen Fuß in dem Zimmer; er will den anderen nachziehen. Der Woyt rührt sich, zum ersten Male; er zielt mit seinem Revolver. Aber muß er noch zielen auf die Gestalt, die kaum einen Schritt von ihm entfernt ist, auf die Brust, die der Mündung, allen fünf Mündungen seiner Waffe sich darbietet?

Ein Schuß ertönt dumpf in dem engen Raum des Zimmers, hallt wider durch die stille Mitternacht an den

Mauern der Gutsgebäude, auf dem Hofe, an den Bäumen des Gartens, des Waldes hinter diesem. Mit dem Ertönen des Schusses fliegt der Mensch aus dem Fenster rücklings in die Arme seiner Kameraden, die hinter ihm stehen. Er kann nur noch röcheln. Der Woyt hatte gut gezielt, oder ohne Ziel gut getroffen; seine Kugel hatte das Herz durchbohrt.

Der Kameraden des Getroffenen bemächtigte sich die Wuth. Um den Sterbenden, den Todten kümmern sie sich nicht weiter. Zwei von ihnen auf einmal wollen sich durch das Fenster schwingen. Nur einer kann es. Wie er in der Oeffnung sich blicken läßt, fällt ein zweiter Schuß und er hat eine Kugel in der Brust und er fällt zurück auf den Kameraden, der vielleicht in demselben Augenblicke sein Leben aushaucht.

Noch sind drei der Henker da. Ihre Wuth hat sich verdoppelt. Einer fliegt mit einer Raserei, die an kein Leben und Sterben denkt, auf das Fenstergesims; schon indem er losstürzt, erhält auch er eine Kugel in die Brust, fällt zurück — nicht mehr in die Arme der beiden Kameraden, die noch leben.

Ein plötzlicher Schreck hatte sie ergriffen, die Wuth verdrängt. Schlag auf Schlag waren die drei Schüsse, waren von ihnen die drei Kameraden gefallen. Aus dem dunklen Raume waren die todbringenden Kugeln hervorgeflogen; man hatte nur das Zucken eines Blitzes in dem undurchdringlichen Dunkel gesehen, nichts

Anderes; man hatte nur den augenblicklichen Knall gehört, kein anderes Geräusch. Keine Bewegung; dem Knall war das Fallen der Getroffenen gefolgt, dem Fallen das Röcheln, dem Röcheln der Tod. Wer war denn in dem dunklen Raume? Was war es? Ein Mensch? Ein anderes höheres, feindliches Wesen? Eine plötzliche wilde Angst ergriff die Ueberlebenden; sie flohen, die todten Kameraden zurücklassend. Der tapfere Woyt war gerettet.

Die Gutsleute waren durch die Schüsse geweckt; sie strömten von allen Seiten herbei. Man fand die drei Leichen. Niemand kannte die Todten. Sie mußten aus weiter Ferne sein. Aber daß sie Hänge-Gendarmen des Revolutionstribunals waren, erkannte man; in der Tasche des einen der Erschossenen fand man einen Strick, einen Hammer, einen Nagel. Der heimlich Geächtete sollte, wenn man am Morgen zu ihm kam, in seiner Kammer an dem Nagel aufgehängt gefunden werden. —

Das waren die beiden Fälle, welche die Frau Erhardt dem Kammerdiener Georg zu erzählen wußte. Sie hatten sich in den letzten Tagen ereignet. Wieviel andere ähnliche Szenen hatten stattgefunden, mußte die Revolution, wie jede Revolution, in ihrem Gefolge haben, ohne daß sie bis jetzt in weiteren Kreisen bekannt geworden waren! Wie viele konnten noch folgen, konnten, mußten mit jedem Tage, in jeder Nacht erwartet werden!

»Aber nicht hier, Frau Erhardt!« — sagte der

Kammerdiener.

»Warum nicht?« — fragte die bekümmerte Frau.

»Die Revolution ist nur jenseits der Grenze.«

»Aber welche Revolution kümmert sich um einen Grenzwall? Und wir sind hier so unmittelbar an der Grenze! Und sie ist offen; sie kann zu jeder Stunde überschritten werden. Die russische Bewachung ist längst weggejagt; kein Kosak, kein Straßnik ist mehr da.«

Der Kammerdiener hatte einen anderen Einwand.

»Wir sind keine Polen, Frau Erhardt! Niemand im Schlosse, Niemand, der zum Schlosse gehört, hat mit dieser polnischen Revolution etwas zu schaffen.«

Die Frau mußte auch dazu das bekümmerte Haupt schütteln.

»Preußen und Rußland sind so eng mit einander verbunden. Unser Herr General ist ein Liebling des russischen Kaisers. Er war noch im vorigen Jahre mit unserem Könige in Petersburg und der Kaiser hatte ihn ausgezeichnet, daß die russischen Generale eifersüchtig auf ihn wurden. Die Zeitungen sprachen davon. Das mußte auch den Polen bekannt werden, und wie sollte der Haß gegen den Kaiser nicht den Liebling des Kaisers treffen?«

Die letztere Bemerkung der Frau schien dem Gespräche der Beiden eine andere Wendung geben zu sollen. Es trat indeß ein Zwischenfall ein.

»Frau Erhardt,« sagte der Kammerdiener, »so gut wie

Sie von dem Hasse der Polen gegen den russischen Kaiser wissen, so gut muß dieser Haß doch auch dem Herrn General selbst bekannt sein!«

»Der gnädige Herr,« wollte die Frau ausweichen, »spricht über solche Dinge nicht mit mir.«

»Aber mit der gnädigen Frau, und von der Gnädigen müssen Sie es haben. Und dann, Frau Erhardt, warum sind wir noch hier?«

Die Frage war eine natürliche. Sie schien dennoch die Frau in Verlegenheit zu setzen.

Sie sann über eine Antwort nach. Sie wurde dieser überhoben.

»Der Wachtmeister!« rief sie plötzlich.

Sie hatte, während sie sann, in die Ferne geblickt, in die Tiefe des Parkes, als wenn sie dort eine Antwort finden werde.

Ein großer, kräftiger, alter Mann kam aus einem Seitengebüsch heran. Er hatte eine militärische Haltung. Er ging langsam, wie es schien, in tiefen Gedanken.

Die Kammerfrau mußte noch etwas Besonderes an ihm bemerkt haben.

»Er sieht so sonderbar aus,« sagte sie. »Wie verstört! Dem muß etwas Seltsames begegnet sein.«

Der alte Soldat war näher gekommen. Das starkknochige Gesicht zeigte in der That auch für Den, der es noch nie gesehen hatte, eine eigenthümliche innere Erregung an.

Er gewährte die beiden Diener. Die Richtung seines Weges hätte ihn zu ihnen führen müssen. Einen Augenblick hemmte er den Schritt, stutzend und überlegend, ob er weiter gehen solle. Er ging weiter, er langte bei den Beiden an, er wollte an ihnen vorüber.

»Guten Abend!« grüßte er kurz, mürrisch.

Die Kammerfrau hielt ihn dennoch an.

»Herr Wachtmeister, suchen Sie die Herrschaft?«

Die Frage schien ihn zu überraschen, ihm gar unbequem zu sein.

»Suchen Sie sie?« fragte er zurück.

»Wir warten wenigstens hier auf sie. Der Thee ist servirt. Wir mußten sie hier am Eingange des Parkes treffen. Wir haben sie noch nicht gesehen.«

»Sie werden sie gleich sehen!«

Damit ging er.

Er hatte jedes Wort so mürrisch, so verdrossen gesprochen.

Der Kammerfrau sah man an, daß sie noch weitere Fragen an ihn hatte; sie unterdrückte sie dem mürrischen alten Mann gegenüber.

»Was mag ihm begegnet sein?« fragte sie nun hinter ihm her.

Sie hatte sich selbst gefragt. Der Kammerdiener antwortete ihr:

»Nichts, Frau Erhardt; er ist immer der alte Brummbär, der meint, er stehe vor seiner Schwadron und müsse sie

ausschelten.«

Die Frau erwiderte nichts, aber sie mußte den Kopf schütteln. Ihr beobachtendes und erfahrenes Auge hatte an dem alten Soldaten etwas bemerkt, was sie mit Besorgniß erfüllte. Sie wollte wohl darüber nachdenken.

Der Kammerdiener ließ sie nicht dazu gelangen. Oder war er ihr gar entgegengekommen?

»Wir sprachen davon, Frau Erhardt, daß auch wir am Ende vor den Polen hier nicht sicher seien.«

»Es war nur eine allgemeine unbestimmte Befürchtung, Georg!«

»Es mag sein. Aber es wird doch einen Grund haben, und warum bleiben wir denn hier?«

»Das ist Sache der Herrschaft,« wollte die Kammerfrau wieder ausweichen.

»Aber auch ihr Geheimniß, Frau Erhardt!«

Die Frau schwieg.

»Und wenn auch,« fuhr der Kammerdiener fort. »Sie, Frau Erhardt, kennen auch die Geheimnisse der Herrschaft.«

»Nein, nein!« wehrte die Frau beinahe mit Heftigkeit ab.

»Warum sind wir überhaupt hier?« fragte der Diener.

Die Frau antwortete ihm nicht.

Reizte ihn das? Wollte er sie zu einer Antwort zwingen, direct oder indirect?

»Wir verließen,« fuhr er fort, »so ganz plötzlich die

Residenz, gerade als der Adel des halben Landes hineinströmte, als Hoffeste, Gesellschaften, Bälle, Schlittenfahrten, alles Andere begannen. Warum gingen wir? Der Herr General war nicht in Ungnade gefallen. Der König konnte ohne ihn nicht sein. Dennoch mußten wir fort. Und der Herr General hat die vielen und schönen Güter in den besten und reizendsten Gegenden des Landes; wir mußten hierher in dieses preußische Sibirien, in die Haiden und Wüsteneien, in Eis und Schnee — und in die Revolution der Polaken! Warum das, Frau Erhardt? Sie wollen nicht sprechen? Wenn ein Mensch es weiß, so wissen Sie es, und wenn Sie nicht sprechen wollen, so muß es etwas sehr Schlimmes sein.«

Die Frau schwieg dennoch. Sie war in Gedanken versunken.

»Eifersucht?« fragte der Kammerdiener plötzlich.

Die Frau fuhr hastig auf.

»Georg!« — rief sie.

Sie brach schnell ab.

»Georg,« sagte sie dann ruhig und verweisend, »sprechen Sie nie das Wort wieder aus, nie einen so ungerechten Verdacht! Sie müßten sofort das Haus verlassen. Heute sei Ihnen das Wort verziehen! Sie dienen kaum ein Jahr unserer edlen Herrschaft. Ich kenne die gnädige Frau seit ihrer Geburt und den Herrn General fast eben so lange. Geben wir unser Gespräch auf.«

Sie hatte mit einer Entschiedenheit und Ueberlegenheit

gesprochen, der der Kammerdiener sich unterwarf.

Noch eine Viertelstunde mußten sie harren. Sie standen schweigend beisammen.

Die Glocke auf dem Schloßthurm schlug neun.

Es war dunkler geworden. Die volle Finsterniß der Nacht tritt in jenem Norden zu Ende des Monats Mai vor dem Ende der zehnten Abendstunde nicht ein.

Wenige Minuten nach dem Verhallen der Schläge der Glocke trat aus dem Dunkel des Parks ein Paar hervor. Ein hoher kräftiger Herr führte am Arme eine feine, elegante Frauengestalt.

Der Herr hatte schneeweißes Haar; die Dame glänzte in der prachtvollsten Schönheit der ersten Jugend. Der leise Dämmerungsschein des Abendhimmels ließ das Alles noch erkennen.

Sie nahten sich schweigend.

»Der Thee ist servirt!« trat steif meldend der Kammerdiener vor.

Die Kammerfrau empfing aus der Hand des Herrn einen Shawl der Dame, den er auf dem Arme getragen hatte.

Alle begaben sich zum Schlosse, der Diener voran, hinter ihm die Herrschaft; dieser folgte die Kammerfrau.

Sie gingen still in dem Dunkel.

Die Kammerfrau mußte sich einmal plötzlich schütteln, als wenn jäh ein Frost sie überfallen habe. Der Abend war warm geblieben. Hatte ein Gedanke sie eisig

durchzogen? Oder hatte ein Anblick sie erschreckt?

An den Gebäuden des Hofes schlich leise und langsam die große, breitschultrige Gestalt des finsternen Wachtmeisters entlang.

Tiefe Stille herrschte rings umher.

* * *

Etwa zwei Stunden waren seitdem verflossen. Die Nacht war völlig dunkel. Am Himmel waren Wolken hinaufgezogen; nur hin und wieder erschien durch ihre Zwischenräume das matte Licht eines Sternes; erhellen konnte es die Finsterniß nicht. Die Stille, die den ganzen Abend geherrscht hatte, war durch nichts unterbrochen worden. Die Schwüle des Abends aber war einer erfrischenden Kühle gewichen.

Die Bewohner des Schlosses wie der Nebengebäude hatten sich zur Ruhe begeben; es schien wenigstens so. Die tiefe Stille, die überall herrschte, sprach dafür; kein Fenster war mehr erleuchtet.

Die Kammerfrau der Gräfin Waldern, Frau Erhardt, wachte noch in ihrem Stübchen. Sie wachte noch; sie hatte sich auf ihrem Sessel niedergelassen, um von der Arbeit des Tages auszuruhen. Ihre Glieder mochten Ruhe finden; aber in dem Innern der Frau war Unruhe, Sorge. Sie hatte ihren Sessel an das Fenster des Stübchens gerückt; das Fenster führte auf den Schloßhof. Sie konnte

fast den ganzen Hof übersehen; nur der Theil zunächst der Façade des Schlosses war ihren Blicken verborgen; das Stübchen lag hoch, im dritten Stockwerk.

Die Blicke der Frau waren oft nach dem Hofe hinunter gerichtet; sie überflogen, sie durchforschten ihn, wie es schien, geleitet von der Unruhe und Sorge ihres Innern.

Sie hatte kein Licht in dem Gemache. Draußen konnte daher, wer zu dem dunklen Fenster hinaufblickte, nur annehmen, daß die Bewohnerin ihr Bett aufgesucht habe und schlafe; daß sie unruhig forschend und lauschend am Fenster sitze, ahnte wohl Niemand.

Sie saß schon eine Weile so.

Die Herrschaft hatte nach der Rückkehr aus dem Park gemeinschaftlich den Thee eingenommen; es war zugleich ihr Nachtessen. Nur der Diener Georg hatte dabei aufgewartet. Um elf Uhr waren sie aufgebrochen, hatten sie sich getrennt, ihre Schlafgemächer aufzusuchen. Der General war durch seinen Kammerdiener geleitet; die Generalin durch die Frau Erhardt, die in einem Nebenzimmer auf sie gewartet hatte.

Es war so die gewöhnliche Lebensweise auf Schloß Romnike.

Die Generalin war still gewesen, während sie sich auskleidete. Auch das war gewöhnlich so. Freilich nur in den letzteren Wochen. In der früheren Zeit des Aufenthaltes im Schlosse war es anders, ganz anders

gewesen, und die Frau Erhardt mochte sich selbst wohl nicht zu sagen wissen, was sie mehr geängstigt habe, ob jene frühere oder diese spätere Zeit. Nur das war ihr gewiß, daß die Stille der Herrin am heutigen Abend fast erdrückend für sie war. Sie ging von einer gemachten, unnatürlichen äußeren Ruhe aus, die die vorgefundene innere Unruhe verbergen sollte, und diese um so mehr verrieth.

Zum öfteren drängte sich auf die Lippen der Kammerfrau ein Wort der Erkundigung, der Theilnahme an die schweigende und unter dem Schweigen um so tiefer leidende junge schöne Frau. Sie war ja von der Geburt dieser Frau an bis heute ihre Leiterin, Beschützerin, Vertraute gewesen. Sie hatte ihr die Mutter ersetzen müssen, die Mutter, die Wege wanderte, von denen ein Kind, namentlich eine Tochter, keine Ahnung haben durfte. Frau Erhardt wagte nicht, das Wort über ihre Lippen zu bringen. Ein Sturm hätte folgen müssen, ein Ausbruch des tiefsten, schmerzlichsten Leidens, Entsetzlicheres vielleicht, und der General war in der Nähe. Die Schlafgemächer der beiden Gatten waren nur durch einen kleinen Salon getrennt, der von ihnen manchmal zum gemeinsamen Frühstück benutzt wurde.

Ein Ausbruch sollte dennoch erfolgen.

Die Generalin hatte sich in ihr Bett gelegt. Die Kammerfrau strich die Decke glatt, sagte wie gewöhnlich ihr: »Gute Nacht, gnädige Frau!« wollte sich entfernen.

Sie wurde zurückgehalten.

»Marianne!« rief leise die Stimme der Herrin.

»Was befehlen die gnädige Frau?«

Die junge Frau hatte sich aufgerichtet. Ihr Gesicht war bleich, ihre Augen starrten groß und hohl.

»Marianne, Marianne!« rief sie, und mit jeder Silbe wurde ihre Stimme lauter, ängstlicher, beängstigender, wurden ihre Bewegungen heftiger. Sie schlang die Arme um die Dienerin, riß sie an ihre Brust.

»Kind, Kind!« bat die Frau, wie in früheren Zeiten, da sie die Mutter der unglücklichen Frau gewesen war. »Wir werden gehört, Helene!«

»Mag man uns hören!«

Die Dienerin legte das geisterbleiche Gesicht an ihre Brust.

»Weine Dich aus!« sagte sie.

Die unglückliche junge Dame weinte sich aus an dem treuen Herzen der Wärterin.

»Meine Mutter!« klagte sie leise. »Ah, Marianne, ein Kind, das seine Mutter nicht lieben kann. Das nicht einmal! — Ah, warum mußte ich denn sehen und hören?«

»Sprich davon nicht, mein Kind!« bat die Frau.

»Ich muß, ich muß! Und nur gegen Dich darf, kann ich es. Bei dem braven General sie anklagen, das wäre mir unmöglich. Aber Du kennst ja mein Herz. Du kennst mein ganzes Leben und Du warst ja immer das einzige Herz, das mich liebt, dem ich mich anvertrauen konnte.«

»Auch Dein braver Gemahl liebt Dich, Helene!«

»Aber — O, Marianne, er ist der bravste, der edelste Freund; aber —«

Sie brach wieder ab. Sie weinte um so bitterlicher.

»Warum bist Du gerade heute so unglücklich?« fragte die Kammerfrau.

»Bin ich es nicht immer, Marianne? Und weiß ich, warum ich Wochen, Monate lang die Kraft habe, mein Leid in meinem Innern zu verschließen und es dann auf einmal hervorbricht?«

»Die Nachrichten aus Polen machen Dir das Herz schwer, mein Kind!«

»Sie kommen hinzu. Wenn auch wir hier so überfallen würden! Ach, Marianne, wenn ich den General verlöre —! Meine Stütze gegen — meine Mutter —!«

»Helene,« sagte die Kammerfrau fast strenge, »gieb solchen Gedanken keinen Raum. Du quälst Dich grausam damit! Schlafe jetzt!«

Die Generalin schwieg, wie ein gehorsames Kind. Sie legte sich fester an die Brust der Wärterin; sie wurde ruhig.

»Gute Nacht, meine liebe Helene,« sagte noch einmal die Frau Erhardt.

»Bete für mich, Marianne!« bat die Generalin.

Dann hatte sie noch eine Bitte; wie ein Befehl kam es wahrlich nicht aus dem Munde der Leidenden.

»Zieh' die Vorhänge zu! Recht fest!«

Die Kammerfrau that es; aber sie mußte den Kopf dabei schütteln. Die Generalin hatte stets, schon als Kind, mit weit zurückgezogenen Vorhängen geschlafen. Warum heute anders? Gerade heute? »Diese Polengeschichten!« sagte sich die Frau noch.

Sie konnte nur mit schwerem Herzen sich entfernen, ihr einsames Kämmerlein aufsuchen. Und hier mußte sie sich an das Fenster setzen und selbst im Dunkeln hinaushorchen und spähen in das Dunkel des Hofes.

Sie mochte eine halbe Stunde so gesessen haben. Sie hatte nichts wahrgenommen, ihr Ohr keinen Laut, ihr Auge keine Bewegung. Sie war in ihrem Forschen nicht ermüdet; eine Ahnung, fest und sicher wie das Bewußtsein, die Nacht müsse Ereignisse, müsse ein Unglück bringen, erhielt ihre Aufmerksamkeit, ihre Spannung lebendig. Warum es ihr so war, sie wußte es nicht. Wie oft ziehen schwere Ahnungen die Brust so zusammen, ohne daß man sich Rechenschaft darüber zu geben vermag! Halb zwölf zeigten die Schläge der Schloßuhr an. Eine Minute später regte sich etwas auf dem Schloßhofe.

In der langen Reihe von Nebengebäuden trat unter einer Thür eine Gestalt hervor.

Ob die Thür unmittelbar vorher war geöffnet worden, oder ob sie schon längere Zeit offen gestanden hatte, die Kammerfrau wußte es nicht; ein Geräusch des Oeffnens hatte sie nicht vernommen. Vielleicht war sie nicht

geöffnet, und die Gestalt hatte nur dicht an der Pforte gestanden.

Der Hervortretende blieb vor der Thür stehen, in der Absicht wohl, bevor er sich weiter begeben, umher zu schauen, ob Jemand auf dem Hofe sei, ob er beobachtet, bemerkt werde.

»Wer kann es sein?« fragte die Frau Erhardt sich. Sie mußte auch nur auf eine Vermuthung verzichten; sie konnte nicht einmal unterscheiden, ob sie eine Manns- oder eine Frauensperson sehe.

Eine Minute war verflossen, die Gestalt mußte nichts Verdächtiges wahrgenommen haben. Sie trat vor.

Ein Frauenzimmer! Aber wer kann sie sein? Wer wohnt denn dort?

Die Frau Erhardt sann nach, suchte die Finsterniß zu durchbohren, um Züge des Gesichts, nur eine Form der Gestalt erkennen, nur errathen zu können. Es war vergebens. Ihre Phantasie wurde thätig.

»Die Polin!« rief sie dann plötzlich.

Aber sie erschrak rasch vor dem Gedanken.

Wie sollte sie dorthin kommen? Wer sollte sie aufgenommen haben?

Die unbekannte Frauengestalt war weiter in den Hof geschritten, langsam, vorsichtig, unzweifelhaft in die Finsterniß hinein spähend, in die Stille hinein horchend. Sie vernahm auch ferner nichts. Sie hielt sich dennoch in der Nähe der Häuserreihe, wo sie mit jedem Schritte

irgend einen Versteck finden konnte. Sie hatte das Ende der Reihe erreicht.

Die Blicke der Kammerfrau waren ihr Schritt für Schritt gefolgt.

»Wohin wird sie jetzt sich wenden?«

Die Gestalt stand wieder, wieder kaum eine halbe Minute.

Dann wandte sie schnell von der Häuserreihe sich ab, durchflog den Hof, eilig, wie schwebend, nach der Parkseite hin, erreichte die Reihe der in den weißen und grünen Kübeln aufgestellten Orangenbäume, wollte an ihnen vorüber eilen, stieß bei den ersten einen unterdrückten Schrei aus, schien zurückfliegen zu wollen, eilte weiter, war den Augen der Kammerfrau entschwunden.

Die Frau Erhardt hatte trotz dem Klopfen ihres Herzens den Schrei gehört. Die Stille der Nacht hätte einen leiseren Laut aus weiterer Ferne zu ihr hinaufgetragen. Sie erschrak mit der Gestalt, die ihn ausstieß. Aber er war ihr kein Erkennungszeichen geworden.

»Die Polin?« fragte sie sich nur noch einmal.

Ihre Aufmerksamkeit mußte sich etwas Anderem zuwenden.

Vom Schlosse her kam plötzlich mit raschen Schritten Jemand, der gleichfalls das Aufschreien gehört haben mußte. Die Kammerfrau erkannte ihn: es war die große,

breitschultrige Gestalt des Wachtmeisters. Er eilte mit seinem raschen Schritt dem Parke zu, den Orangeriebäumen, in denen die Frauengestalt verschwunden war; auch er verschwand dort.

Die Frau Erhardt blickte, horchte ihm mit ihrem klopfenden Herzen nach. Nicht lange mußte sie das. Nach kaum einer Minute sah sie den Mann zurückkommen; er ging langsam, wie suchend, nach allen Seiten um sich blickend.

»Er hat im Park nichts mehr gefunden,« sagte sich die Kammerfrau.

Sie hatte einen Entschluß gefaßt. Sie öffnete das Fenster, an dem sie stand, so leise wie möglich. Durch die Stille der Nacht mußte er sie dennoch hören.

Er stand, schaute zu dem Fenster hinauf, trat näher.

»Ich komme!« flüsterte sie hinunter.

Sie verschloß das Fenster, verließ ihr Stübchen, dessen Thür sie hinter sich nur anlegte, stieg fast unhörbar die Treppe hinunter.

Es begegnete ihr Niemand; kein Geräusch traf ihr Ohr, kein Lichtschein ihr Auge. Das ganze Schloß lag in Ruhe; nur sie allein wachte.

Einen Wächter hatte das Schloß nicht, der tapfere General Waldern kannte keine Furcht; so durfte Niemand in seinem Hause sie kennen.

In den Gängen, Korridors, auf den Treppen brannte niemals in der Nacht ein Licht.

Die Frau Erhardt stieg bis in das Parterre hinunter; hier begab sie sich in die Portierloge, die immer offen stand.

Auch einen Portier hatte das Schloß nicht; vor der Ankunft des Generals hatte das unbewohnte Schloß seiner nicht bedurft; der General, der nie Besuch empfing, hatte keinen bestellt.

Ein kleines Fenster der Loge führte auf den Hof. Die Frau öffnete es.

Der Wachtmeister stand darunter. Er hatte ihre zwei Worte gehört, verstanden.

»Sie suchen Jemanden, Herr Wachtmeister?« fragte ihn die Frau.

»Ja!« antwortete er rasch.

»Eine Frau oder einen Mann?«

Er zögerte mit der Antwort.

»Ich könnte Ihnen vielleicht Auskunft geben, Herr Wachtmeister!«

Der finstere und zugleich offenbar mißtrauische, alte Soldat konnte sich noch nicht zu einer Antwort entschließen.

»Sahen Sie Jemanden?« fragte er.

»Herr Wachtmeister,« erwiderte sie ihm, »Sie können der Herrschaft nicht treuer sein, als ich es bin; Ihr Mißtrauen gegen mich muß mich kränken. Aber mir ist, als handele es sich um eine Gefahr für unsere Herrschaft, und ich meinerseits will diese nicht vergrößern. So hören Sie.«

Sie hatte mit der großen Ruhe und Sicherheit gesprochen, die ihr eigen waren und durch die sie fast immer eine Ueberlegenheit gewann.

Der Wachtmeister blieb unbeweglich, entgegnete ihr nichts.

Sie fuhr fort, und der finstere Mann wurde ganz Ohr.

»Vor einigen Minuten,« theilte sie ihm mit, »trat aus den Häusern leise und vorsichtig eine Frauengestalt, blickte sich sorgsam nach allen Seiten um, eilte dann nach den Orangeriebäumen, stieß plötzlich einen Schrei aus und verschwand in demselben Augenblicke.«

»Aus welchem der Häuser kam die Frau?« fragte der Wachtmeister rasch, angelegentlich.

Die Kammerfrau wollte auch von seiner Seite irgend ein Entgegenkommen erfahren.

»Suchen Sie jene Frau?«

»Ja.«

»Sie kam aus der Mitte der Reihe.«

»Die Nummer?«

»Ich habe auf die Nummern der Häuser nie geachtet.«

Die Frau war dazu auch nicht im Stande. In der Finsterniß und Entfernung hätte sie es nicht genau unterscheiden können.

Der Wachtmeister sann einen Augenblick nach. Dann wollte er sich entfernen.

»Ich danke Ihnen, Frau Erhardt,« sagte er, mit einer gewissen Höflichkeit sogar, soweit er höflich werden

konnte. Er wollte wohl das Mißtrauen wieder gut machen, durch das er die brave Frau gekränkt hatte.

Sie wollte ihren Vorthail ergreifen.

»Herr Wachtmeister, wer ist die Frau, die Sie suchen?«

Er war schon wieder der finstere, verschlossene Mann.

»Das darf ich Ihnen nicht sagen,« erwiderte er kurz.

»Ich erfahre es morgen doch,« sagte die Frau. »Ich brauche mich nur zu erkundigen, wer in den zwei oder drei mittleren Häusern wohnt.«

Der Wachtmeister erwiderte nichts, wandte sich von dem Schlosse ab, schritt langsam, wie mit sich überlegend, in den Hof hinein, dem Parke zu.

Die Kammerfrau kehrte in ihr Stübchen zurück. Sie hörte auf ihrem Wege nichts, auch nichts in dem kleinen Gemach. Ihre Besorgniß wollte trotzdem nicht weichen. Sie mußte sich wieder an ihr Fenster setzen, nach dem Hofe hinunter zu horchen und zu spähen. Sie saß lange da, ohne etwas wahrzunehmen. Müdigkeit führte sie zuletzt zu ihren Lager; aber sie legte in ihrer vollen Kleidung sich nur auf das Bett. Sie wollte nicht schlafen; sie konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß die Nacht noch etwas Entsetzliches bringen werde. Da wollte sie jeden Augenblick bei der Hand sein.

Sie war dennoch eingeschlummert.

Sie erwachte. Sie glaubte, indem sie die Augen aufschlug, ein leises Flüstern und Sprechen mehrerer Stimmen, ein noch leiseres Hin- und Hergehen mehrerer

Menschen zu gewahren. Sie wußte nicht, ob sie dadurch aufgeweckt war oder ob ein anderer Umstand ihren Schlaf unterbrochen habe. Das Geräusch war unten auf dem Hofe in der Nähe des Schlosses, abseits von ihrem Fenster. Sie besann sich rasch. Sie verließ ihr Bett, trat an das Fenster. Sie blickte nur in den leeren Hof; die Menschen draußen mußten sich also ganz dicht an der Mauer des Schlosses befinden, so daß sie von oben, ohne daß das Fenster geöffnet wurde, nicht zu sehen waren. Da waren sie noch; die Frau hörte noch ihr Flüstern und Hin- und Hergehen. Sollte sie das Fenster öffnen? Sie wagte es nicht; es konnte unten gehört werden. Aber dann? Was konnte von unten her ihr oben geschehen? Und wer waren denn am Ende die Menschen? »Polen!« sagte ihr wohl das klopfende Herz, das seit Tagen schon mit der Furcht vor den Polen sich getragen hatte. Aber es konnten ja auch Schloßbewohner sein, die irgend ein Ereigniß hier zusammengeführt hatte.

Da gewahrte plötzlich ihr Auge eine Bewegung unten auf dem Hofe.

Aus den Nebengebäuden — die Häuser wurden sie benannt — erschien ein Mensch. Es war an demselben Hause, aus dem vorher die dunkle Frauengestalt hervorgekommen war; die Kammerfrau hielt es wenigstens für dasselbe Haus. Diesmal war eine Mannsperson hervorgetreten; auch unter der Thür hervor; es war, als wenn die Thür nicht wäre geöffnet worden,

vielmehr der Mensch nur unter ihrem Gesimse gestanden hätte. Er war kaum einen Schritt hervorgetreten; er schien nach den Fenstern des Hauses hinaufzublicken. Und gleich darauf öffnete sich eins der Fenster; ein Kopf erschien darin, war aber fast in demselben Augenblick wieder verschwunden. Es war, als wenn der Mensch das Haus belagere, und die Belagerten sich hatten vergewissern wollen, ob der Feind noch vor der Thüre sei.

Und der Feind?

Und wenn die Nebengebäude belagert waren, so war es auch das Schloß — von dem Haufen der Menschen, die an seinen Mauern sich befanden!!

»Und der Feind?« fragte die Frau sich noch einmal.

»Ah!« mußte sie ausrufen.

»Die Polin!«

Eine dunkle Frauengestalt war wieder auf dem Hofe erschienen. Trotz der Dunkelheit glaubte die Kammerfrau nicht zweifeln zu dürfen, daß sie dieselbe Gestalt sehe, die sie vorhin wahrgenommen, die sie für die Polin gehalten, die der Wachtmeister gesucht, verfolgt hatte.

Ihre Gedanken hatten durch die Entdeckung eine bestimmtere Richtung gewonnen. Aber zu einem Entschlusse konnte sie noch nicht gelangen. Sie fand auch diesen.

Die Frauengestalt, die vermeintliche Polin, hatte sich zu dem Manne begeben, der unter der Thür des

Nebengebäudes Wache hielt, mußte mit ihm kurze Worte gewechselt haben, kehrte rasch zum Schlosse zurück.

Einen Augenblick nachher setzten die Menschen an dem Schlosse, wie es schien, der ganze Haufen, sich in Bewegung. Sie zogen ab, dicht an den Mauern des Schlosses entlang, so daß sie von oben nicht zu sehen waren, nach dem Seitenflügel des Gebäudes. Sie gingen in geschlossenen Reihen, schnell, leise. Ihre Schritte verhallten.

Die Kammerfrau mußte wieder einen Entschluß fassen.

Der Haufen hatte den Hof verlassen; aber er konnte in der nächsten Nähe geblieben sein. Die Wache an den Nebenhäusern war noch immer da. Eine genauere Auskunft konnte die Frau sich nicht verschaffen. Auch die leiseste, geringste Oeffnung des Fensters hätte sie verrathen. Sie wußte dennoch, was sie zu thun hatte; die Herrschaft mußte benachrichtigt werden. Mochte diese mit oder ohne Noth beunruhigt werden, mochte das, was draußen geschah und noch geschehen sollte, gerichtet sein gegen wen immerhin, der Herr des Hauses mußte wissen, ob seinem Hause eine Gefahr drohe. Er wußte, wenigstens wahrscheinlich, noch von nichts.

Die Frau Erhardt verließ ihr Stübchen Es lag an einem kleinen Quergange, der in einen längeren Korridor mündete. Sie trat in den kleinen Gang. Es herrschte ebenso tiefe Stille wie Finsterniß darin. Sie blieb stehen, in die entfernteren Theile des Gebäudes zu horchen Es

war überall still. Sie vernahm kein Geräusch, weder im Innern des Schlosses, noch von außen her. Sie schritt weiter in dem kleinen Gange, in der entgegengesetzten Richtung vom Korridor. Sie gelangte zu einer Hintertreppe, die für die Domestiken des Hauses bestimmt war. Sie stieg die schmale Treppe hinunter, ein, zwei Stockwerke. Sie hatte die Etage erreicht, in der die Schlafgemächer der Herrschaft sich befanden. Sie war wieder in einem kleinen Gange, der in einen langen Korridor einmündete. An dem Korridor lagen die Schlafgemächer, zu denen sie wollte. Es herrschte auch hier dieselbe Stille und Finsterniß, aus der sie gekommen, in der sie weiter gegangen war. Sie schritt zu dem Korridor.

Sie hatte sich vorher Alles überlegt. Sie wollte so wenig beunruhigen wie möglich. Die Generalin sollte nicht geweckt werden, nichts erfahren, bis es nothwendig sei. Wann es nothwendig sei, sollte der General bestimmen. Diesen wollte sie wecken; nicht auch den Kammerdiener Georg, der entfernt schlief.

Auch den Wachtmeister nicht? An ihn und seine Hülfe, wenn eine solche noth thue, hatte sie wohl zuerst gedacht; aber der alte und finstere, der treue und verschlossene Diener schlief in einem noch entfernteren Theile des Gebäudes.

Sie wollte weiter schreiten. Sie hemmte plötzlich ihre Schritte, als höre sie ein Geräusch in dem Korridor, dort

wo an diesem das Zimmer des Generals lag, vielleicht gerade an der Thür des Zimmers. Sie stand, sie horchte. Sie vernahm nichts mehr. Getäuscht hatte sie sich nicht. Es hatte sich in dem Korridor etwas bewegt, hatte es auch noch so unbestimmt gelautes, mochte es ein Mensch oder ein Thier sein. War ihr Schritt gehört worden, daß plötzlich sich nichts mehr regte? Sie stand eine Weile unschlüssig.

Da glaubte sie drunten etwas zu vernehmen, unter den Mauern des Schlosses, ein Hin- und Hergehen, ein Gemurmel, wie wenn mehrere Menschen durcheinander sprachen. War der Menschenhaufen zurückgekehrt, den sie vorhin von ihrem Stübchen aus wahrgenommen hatte?

Sie war eine muthige Frau. Sie schritt entschlossen zu der Thür des Generals.

Eine große, kräftige Gestalt trat ihr entgegen.

»Keinen Laut, Frau Erhard!«

Der alte Wachtmeister flüsterte ihr diese Worte zu.

Er zog sie auf die Seite, von der Thür des Generals zurück.

»Was wollen Sie hier?« fragte er.

»Um des Himmels willen, Herr Taudien was giebt es?«

»Antworten Sie mir!« erwiderte ihr der finstere Mann.

Sie mußte ihm antworten.

»Den Herrn General wecken.«

Und er erwiderte ihr: »Wenn Sie seinen Tod wollen, dann wecken Sie ihn.«

»Aber was giebt es denn hier, Herr Taudien?«

»Nichts für Sie! Kehren Sie in Ihr Stübchen zurück!«

Das wollte, das konnte die Frau nicht.

»Herr Wachtmeister, Sie sind ein treuer Diener des Herrn! Sie wollen ihn nicht verlassen. Aber ich kann auch meine Herrin nicht verlassen.«

»Gehen Sie zu ihr.«

Der Wachtmeister sagte es rasch, als wenn ihm plötzlich ein Gedanke gekommen sei. Aber in dem Augenblicke hatte er sich schon anders besonnen.

»Gehen Sie nicht. Unter keinen Umständen!«

»Aber warum nicht?«

»Warum nicht?« wiederholte er, und seine Stimme hatte einen so sonderbaren Klang; sie sollte rauh sein und vermochte doch nicht zu verbergen, daß die Brust, aus der sie hervorkam, voll von Schmerz und Weh war.

»Warum nicht, Frau Erhardt? Sie dürfen es nicht wissen! Niemals, wenn Ihnen Ihr Leben, das Heil Ihrer Seele lieb ist!«

Es waren Worte, wohl eben so seltsam und sonderbar, wie der Ton, mit dem sie gesprochen wurden. —

Die Frau stand unentschlossen.

»Kehren Sie in Ihr Stübchen zurück,« sagte er, »und verlassen Sie es heute Nacht nicht wieder! Mag geschehen was will, mögen Sie auch das Schlimmste hören. Versprechen Sie es mir. Ihrer Herrin geschieht nichts. Das verspreche ich Ihnen.«

Es waren wohl wieder seltsame Worte, namentlich dieses Versprechen.

Aber die Frau kannte die Treue des Mannes, der es gab, und sie vertraute seinem alten Muth, den er, nach den öfteren Erzählungen des Generals, an dessen Seite in so mancher heißen Schlacht bewährt hatte.

»Darf ich denn gar nicht wissen, was hier geschieht?« mußte sie dennoch fragen.

»Mit keiner Silbe.«

»Gehen Sie,« drängte er dann. »Und verlassen Sie Ihr Zimmer nicht, was auch geschehen mag! Sie verhüten größeres Unglück dadurch. Versprechen Sie es mir! Geben Sie mir die Hand darauf!«

Sie gab ihm die Hand; das Weinen war ihr so nahe dabei, und wie sie die Treppen zu ihrem Stübchen hinauf stieg, hörte sie das Tröpfeln der Thränen, die von dem kummer- und angstvoll vorgebeugten Gesichte auf die steinernen Stufen herniederfielen.

Sie hatte ihr Stübchen erreicht. Sie hatte auf dem Wege nichts weiter vernommen. Sie vernahm auch ferner nichts. Ihr Bett suchte sie nicht wieder auf; sie setzte sich auf einen Stuhl vor ihm. Es war ihr so weh um das Herz. Ein Unglück drohte; sie konnte es nicht abwenden; sie wußte nicht einmal, sie konnte nicht ahnen, was es war. In solchen Lagen tritt unwillkürlich das vergangene Leben vor die Seele des Menschen. Das Leben der Frau war unzertrennlich mit dem ganzen Leben ihrer Herrin

verknüpft gewesen, mit deren Freuden und Leiden.

Die Mutter der Frau Erhardt war schon Kammerfrau bei der Mutter der Generalin gewesen. Ihrer Mutter war die Tochter gefolgt, zuerst im Dienste der älteren Dame, dann in dem ihrer jetzigen Herrin, als diese den General heirathete.

Aber eine alte Dame war die Mutter der Gräfin Waldern noch nicht. Leider noch nicht! mußte die Kammerfrau sich sagen. Es wäre wohl Manches anders gekommen. Diese russische Grenze hätten wir nie gesehen; mit dieser Schreckensnacht wären wir verschont geblieben. Was wird sie uns noch bringen? Um meines Seelenheiles willen sollte ich meine Herrin verlassen! Was sollte das heißen? Der Wachtmeister ist ein treuer Diener, treu seinem Herrn, seiner Herrin.

Sie verfiel in tiefes Nachsinnen.

Um sie her war es still geblieben, im Schlosse, auf dem Hofe, in der näheren und ferneren Umgebung.

Die Stille draußen wurde plötzlich unterbrochen; nicht laut, nicht auf einmal, desto unheimlicher.

Ein einzelner Schritt wurde hörbar unten auf dem Schloßhofe. Es war Jemand auf den Hof getreten, um das Schloß herum. Er machte wenige Schritte voran, kehrte zurück. Im Augenblick nachher vernahm man den Tritt mehrerer Menschen. Sie gingen leise, kamen einzeln heran, wie es schien, alle von der Seite des Schlosses her. In der Nähe des Schlosses machten sie Halt. Kein Ton

einer Stimme wurde laut; wenn sie mit einander sprachen, so mußten sie flüstern. Ihre Anwesenheit konnte im Schlosse von Niemandem wahrgenommen werden, der nicht auf ein außerordentliches Ereigniß dieser Nacht ausdrücklich vorbereitet war. Die Frau Erhardt war es. Auf das Schrecklichste sollte sie nach den Worten des Wachtmeisters sich gefaßt halten. Was es war, hatte er nicht einmal angedeutet. Warum nicht, das war ihr wohl ein Räthsel. Aber hatte sie nicht noch wenige Stunden vorher selbst ihre Angst vor einem Attentate polnischer Insurgenten gegen den General, den Liebling des russischen Kaisers, ausgesprochen? Und wie sie das leise, heimliche Zusammentreten der Menschen wahrnehmen mußte, wurde ihre unbestimmte Angst zu einer greifbaren Gewißheit. Die Insurgenten waren da zu einem Ueberfall des Schlosses, zu einem rachevollen Attentat gegen das Leben des Generals.

Und der General hatte keine Ahnung davon, und unzweifelhaft auch kein Anderer im Schlosse, außer ihr und dem Wachtmeister. Und wo der Wachtmeister war, wußte sie nicht, und sie sollte, nach dem bestimmten Befehl des finstern Mannes, zu der Herrschaft nicht zurück, um des Heiles ihrer Seele willen nicht.

Aber es war ihr ein Verrath, eine Theilnahme an dem Morde, an der Ermordung ihres Herrn, wenn sie nicht warnte, nicht half; da mußte ihre Seele erst recht verloren sein.

Sie trat an das Fenster ihres Stübchens, um auch durch das Auge sich zu überzeugen, was draußen war.

Sie sah nichts. Die volle Dunkelheit der Nacht herrschte auf dem Hofe, herrschte soweit ihr Auge umherstreifen konnte. Auf dem Hofe konnte ihr Blick die Finsterniß durchdringen. Wenn eine Gestalt sich dort bewegt hätte, sie hätte es gewahren müssen. Sie gewahrte nichts. Die Menschen, die da waren, mußten sich dicht an den Mauern des Schlosses halten, so daß sie durch das verschlossene Fenster des Stübchens oben im vierten Stock nicht gesehen werden konnten.

Auf einmal sah sie doch etwas.

Aber bevor wir weiter erzählen, müssen wir zum besseren Verständniß die Localitäten von Schloß Romnike beschreiben.

Schloß Romnike war ein Complex mehrerer Gebäulichkeiten, die unter diesem Namen zusammengefaßt wurden. Das Schloß bestand aus zwei Gebäuden, einem alten und einem neuen. Das alte stammte aus den Zeiten des deutschen Ritterordens, der Sage nach aus noch älterer Zeit. Ein heidnischer Fürst der Lithauer oder Polen sollte hier gehaust haben, von den deutschen Rittern im dreizehnten Jahrhundert besiegt und bezwungen sein. Sein Schloß sei theilweise zerstört worden; auf den Resten und mit seinen Trümmern zum Theil hatten die Ritter ein neues Schloß erbaut. Dieses Schloß existirte noch, als im sechzehnten Jahrhundert das

Ordensland ein Herzogthum Preußen wurde und dann dem Kurfürsten von Brandenburg zufiel, um fortan mit der Krone Preußens verbunden zu sein. Romnike war nun eine kurfürstliche, dann königliche Domaine. Es war eine der bedeutendsten Domainen in Preußisch-Littauen. Es sollte sich als solche repräsentiren. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts ließ die Regierung zu dem Ritterschlosse, obgleich es noch immer wohl erhalten war, ein neues Schloß im prachtvollsten Style der Zeit hinzubauen. Beide Bauten, von denen das Ritterschloß jetzt das alte hieß, stellten als zwei, aber zusammengebaute Schlösser sich dar. Im Innern waren sie miteinander verbunden durch Thüren, die verschlossen werden konnten. In jeder der zwei unteren Stockwerke des neuen Schlosses befand sich eine solche Thür, nur eine.

Beide Schlösser lagen an dem oberen Ende des ein längliches Viereck bildenden geräumigen Schloßhofes, gegenüber dem offenen Eingang desselben. Links vom Eingange aus war das alte, rechts das neue Schloß. An der Langseite des Hofes, rechts vom Eingange aus, befanden sich die Wirthschaftsgebäude, die »Häuser« genannt.

Die linke Langseite schloß sich an den Park an, oben von diesem durch die Gewächshäuser getrennt, wo diese aufhörten, ohne alle Scheidung. Der Park war auf allen seinen anderen Seiten von der großen Gutswaldung umschlossen, die weit längs der russischen Grenze sich

ausdehnte, und da, wo sie diese nicht berührte, überall von den unübersehbaren Acker-, Weiden- und Wiesen-Ländereien des Gutes umgeben war. Von mehreren Vorwerken aus mußte deren Bewirthschaftung besorgt werden.

In dem neuen Schlosse wohnte die Herrschaft mit ihrer unmittelbaren Dienerschaft. Diese war gering. Der General, wie groß sein Reichthum, schon sein angeerbter war, unter welch' großartigen Verhältnissen er seine Jugend verlebt hatte, war als Soldat der einfachste Mann gewesen, nur der Soldat, der sich abhärten, jeden Luxus von sich weisen, jeder Bequemlichkeit entsagen müsse. Als er sich vermählte und in der Residenz, um seiner jungen schönen Gemahlin willen, ein großes glänzendes Haus machte, hatte er sich auch mit einer zahlreichen Dienerschaft umgeben. Er hatte diese nach Schloß Romnike mit hinaus nehmen wollen. Auf Bitten seiner Gemahlin hatte er es unterlassen, gern, da der Prunk ihm lästig war wie ihr.

In dem alten Schlosse befanden sich die Bureaus der Gutsverwaltung und hatten die Beamten mit ihren Familien ihre Wohnungen.

Die Häuser wurden von den Wirthschaftsleuten bewohnt, soweit diese nicht in den Vorwerken zerstreut lebten. Hinter ihnen befanden sich noch Remisen, Stallungen, Speicher und Scheunen. Die Frau Erhardt war an das Fenster ihres Stübchens getreten, um in den

Schloßhof hinunter zu spähen. Zuerst hatte sie in der Finsterniß nichts wahrnehmen können; dann sah sie etwas.

Fünf bis sechs Menschen erschienen in dem Hofe. Sie kamen von dem Schlosse her, dem neuen. Sie hatten also wahrscheinlich von dem Haufen sich abgetrennt, der nach der Vermuthung der Kammerfrau hier dichter unter den Mauern noch beisammen war, wie die Frau meinte, um Rath zu halten. Die fünf oder sechs Menschen gingen einzeln, aber der eine immer nahe hinter dem anderen; sie gingen leise; man vernahm ihren Schritt nicht. Ihre Gestalten waren in der Dunkelheit nicht zu unterscheiden; es blieb der Frau auch ungewiß, ob sie bewaffnet waren. Sie wandten sich zu den Nachbargebäuden, den »Häusern«. An diesen trennten sie sich. Zuerst blieb Einer stehen; die Anderen gingen weiter. An dem zweiten Hause blieb ein Zweiter zurück; an dem dritten ein Dritter. Weiter konnte die Frau die Menschen nicht verfolgen; aber es war ihr unzweifelhaft, daß auch die Uebrigen sich so vertheilen würden. Und nun konnte sie auch nicht mehr bezweifeln, was die Menschen vorhatten. Sie besetzten die Häuser, um den Bewohnern, wenn sie etwas vernahmen, den Ausgang zu wehren. Sie mußten also auch bewaffnet sein. Und ihr Erscheinen war für die Frau Erhardt ein neuer Beweis, daß Insurgenten da waren, zum Ueberfall des Schlosses, zur Ermordung des Generals.

Der Entschluß der Frau stand fest. Der General schlief, war nicht erwacht, hatte keine Ahnung von dem Ueberfall, von der Gefahr, die ihm drohte. Die Generalin hätte sonst die Klingelschnur über ihrem Bette gezogen, um ihre Kammerfrau zu wecken, Hülfe herbei zu rufen. Die Glocke in dem Stübchen der Frau Erhardt hatte sich nicht gerührt.

Noch einmal horchte sie in den Hof hinunter; sie vernahm nichts, auch an den Schloßmauern nicht. War der Haufen noch da unten? Oder hatte er sich zu der Rückseite des Schlosses begeben? Er konnte sich auch vertheilt haben, um nach beiden Seiten den Schloßbewohnern den Ausgang zu versperren. Zugleich zu einem anderen, näheren Zweck, hier wie dort die Hausthüren zu öffnen, wenn auch nicht gewaltsam, doch durch Nachschlüssel. Gelang der Versuch auf der einen Seite nicht, so konnte auf der anderen ein Erfolg erwartet werden.

Nur durch die Hausthüren war der Eingang in das Schloß zu gewinnen und nur durch Nachschlüssel. Ein gewaltsames Oeffnen, auch nur eines Fensters, hätte Lärm gemacht.

Noch durch das alte Schloß hätte ein Eindringen gelingen können. Aber das setzte ein verrätherisches Einvernehmen mit einem Bewohner der alten Ritterburg voraus, und keinen von ihnen hielt die Frau eines solchen fähig.

Freilich, durch irgend einen Verrath mußten die Mörder — was Anderes waren jene Menschen der Frau? — Kenntniß von den Zuständen auf Schloß Romnike erhalten haben. Das war jenen indeß leicht gewesen. Nach dem preußischen Littauen kommen alljährlich Polen und Syamaiten von jenseits der russischen Grenze herüber, namentlich für die Erntearbeiten; wenn sie keine Arbeit mehr finden, kehren sie in die Heimath zurück. Auch auf Schloß Romnike hatten sie sich stets eingefunden. Und was war es mit jener Polin?

Die Frau Erhardt durfte nicht mehr säumen Die Warnung des Wachtmeisters durfte sie nicht mehr beachten. Durch das Versprechen, das sie ihm gegeben, konnte sie sich nicht zurückhalten lassen.

Sie verließ ihr Stübchen. Sie wollte die Treppen hinüber eilen, die sie zu den Gemächern der Herrschaft führten. Es waren zwei Treppen, wie wir wissen. Das untere Ende der ersten erreichte sie; sie war schnell gegangen, aber leise, durch die tiefe Finsterniß, durch die völlige Stille des großen Gebäudes, in dem Alles schlief; sie hatte nicht das geringste Geräusch gehört. Die Mörder waren also noch nicht im Hause. So vermuthete sie.

An der untersten Stufe der Treppe machte sie gleichwohl Halt, um noch einmal zu horchen.

Es blieb still um sie her. Unter ihr war der Korridor, an dem die Schlafgemächer der Herrschaft lagen, in denen ihr vorhin der Wachtmeister begegnet war.

Sie wollte die zweite Treppe hinuntersteigen. Sie hatte unhörbar die zwei Stufen zurückgelegt.

Plötzlich vernahm sie ein Geräusch. In dem Korridor unter ihr bewegte sich ein Schritt. Sie stand unbeweglich.

Der Schritt war ein leichter, leiser.

»Ein Frauenschritt?« mußte die Dienerin sich fragen.

Sie bejahete sich die Frage.

»Die Generalin?«

Sie hatte auf die Frage kein Ja und kein Nein.

»Aber welche Frau könnte da unten sein, wenn es die Generalin nicht wäre?«

Sie horchte unwillkürlich und unbeweglich weiter.

Der Schritt ging leise und langsam auf und ab, machte eine Pause, bewegte sich wieder, ein- oder dreimal, stand wieder.

»Worauf mag sie warten? Wonach horchen?«

Der Frau Erhardt klopfte das Herz, es wollte ihr unheimlich zu Muthe werden.

»Das ist nicht die Generalin!«

Sie sprach sich wieder Muth zu:

»Sie muß es sein! Welche andere Frau könnte sich hier aufhalten? Sie wartet auf den General, der noch nicht fertig ist. Dieser tapfere Soldat konnte sich vielleicht zu der Flucht noch nicht entschließen. Sie ging voraus; da muß er ihr zuletzt doch folgen! Aber es ist ja überall still hier! Es ist keine Gefahr da, nicht für ihn, nicht für sie.«

Der Schritt bewegte sich noch immer, langsam, leicht,

leise, Pause machend, wieder vorangehend, wieder rückwärts.

Die Kammerfrau mußte Gewißheit haben. Sie stieg die Treppe weiter hinunter, unhörbar, eine Stufe, zwei Stufen.

Unten veränderte sich nichts. Sie war also nicht gehört.

Sie stieg eine dritte Stufe hinunter. Sie wollte die vierte nehmen. Sie mußte unbeweglich stehen.

In dem Korridor unter ihr wurde leise die Thür geöffnet.

»Die Thür des Generals!« sagte die Dienerin sich.

Die Thür wurde wieder zugelegt, aber nicht verschlossen.

Die Frau horchte scharf; sie hörte keinen Schlüssel in dem Schlosse sich drehen.

Sie wollte sich darüber verwundern.

Ein Schritt trat von der Thür in den Korridor, vorsichtig auf und nieder tretend.

»Es könnte doch der General sein!« sagte sich die Frau. — Sie athmete auf.

»Ich werde die Herrin nicht verlassen!«

Sie wollte die vierte Stufe die Treppe hinuntersteigen. Sie mußte noch einmal den Schritt hemmen.

Die Frau unten hatte sich nicht mehr bewegt; der Mannesschritt hatte sich ihr genahet. Beide waren zusammen, gingen nicht weiter.

»Warum gehen sie nicht?«

Die Frau flüsterte ein paar Worte.

Der Mann antwortete ihr gleichfalls flüsternd ein paar Worte.

Die Frau erwiderte in gleicher Weise.

Auch das leiseste Flüstern hat einen Ton, der verräth, ob es von einer Gemüthsbewegung begleitet ist oder nicht.

Das Flüstern der Frau verrieth Erregtheit.

Das des Mannes darauf klang wie entschuldigend.

Man hörte noch ein erregteres Flüstern der Frau, ein unbewachtes Fußstampfen begleitete es.

»Herr des Himmels!« entfuhr unwillkürlich ein halblauter Angstschrei den behenden Lippen der Kammerfrau.

Die Beiden unten eilten weiter in den Korridor hinein. Ihre Schritte wurden nicht mehr gehört.

Die Frau Erhardt stand lange unbeweglich; sie war wie gelähmt von einem heftigen Entsetzen.

Das war nicht der General, nicht die Generalin gewesen. Die Generalin, die feingebildete Dame, stampfte nie mit dem Fuße, hatte sich nie so weit vergessen, ihrem Gemahl eine Erregtheit zu zeigen. Was hätte er gegen sie zu entschuldigen gehabt! Und warum flohen sie Beide? Vor ihr, der Kammerfrau, deren Hülfe, deren Gegenwart nur in diesem Augenblicke ihnen das willkommenste Ereigniß sein mußte!

Die Frau stand erstarrt.

Wer waren die beiden Menschen?

Eine furchtbare Ahnung schien sie ergreifen zu wollen.
Wohin flohen sie?

Sie waren den Korridor hinuntergeeilt, in der Richtung nach der alten Ritterburg.

Haben sie dort Verbindung?

Aber die entsetzlichste Frage kam dann.

Er, der Mann, war aus dem Schlafgemache des Generals hervorgetreten. Was hat er dort gemacht? Was that er da, während seine Gefährtin aus ihn wartete?

Sie eilte die Treppe hinunter, durch den kleinen Gang, sie war in dem Korridor.

Die Thür des Schlafgemachs war von dem Manne nicht abgeschlossen. Sollte sie in das Zimmer gehen? Sie mußte. Sie hatte dennoch nicht den Muth. Aber an die Thür konnte sie treten. Sie horchte, in dem Zimmer war Todtenstille.

.Die Stille des Todes! Ein Schauder durchschüttelte ihre Glieder.

Sie kehrte von der Thür zurück.

Zu der Generalin! blieb ihr ein Ausweg.

Sie schritt zu der Thür der Generalin.

Die Thür war immer des Nachts verschlossen.

Die Frau Erhardt schloß sie von außen ab, wenn sie ihrer Herrin behülflich gewesen war, zum Schlafengehen sich auszukleiden Sie steckte den Schlüssel zu sich, um am folgenden Morgen beim Ankleiden wieder da sein zu können. Den Schlüssel trug sie immer bei sich. Sie zog

ihn hervor. Aber bevor sie begann, Gebrauch von ihm zu machen, horchte sie an der Thür.

Sie vernahm ein leises, unterdrücktes Weinen in dem Gemache.

Ihr ganzer Körper erbebte.

Die Generalin weinte so.

Die Kammerfrau horchte, ob Jemand bei ihrer Herrin sei. Sie hörte nur das Weinen, keinen anderen Laut. Die Generalin war in ihrem Bette, oder saß vor ihm.

Und der General?

Die Frau Erhardt ging zurück zu der Thür des Generals. Sie horchte noch einmal in das Zimmer. Es herrschte dieselbe Stille des Todes darin, wie vorher. Sie wollte die Thür öffnen, hineintreten. Der muthigen Frau fehlte doch der Muth. Sie bedurfte eines Schutzes, das Zimmer zu betreten.

An den Wachtmeister war ihr erster Gedanke gewesen. Aber wo ihn finden? Sie hatte ihn zuletzt hier an der Thür des Generals gesehen. War er seitdem wieder hier gewesen? Sie glaubte, es annehmen zu müssen, weil er von ihr verlangt hatte, sie solle nicht wieder zurückkehren. Sie schloß hieraus, daß er ferner sich hier aufgehalten wenigstens die Absicht dazu gehabt habe.

Aber dann mußte er ja auch wissen, was hier geschehen war. Er mußte gar ein Zeuge davon gewesen sein. Und wo war er gewesen, als jene Frau in dem Korridor wartend auf und ab ging? Und als jener Mann

aus dem Gemache des Generals hervortrat? Oder war er selbst dieser Mann gewesen? Wo war denn der General? Warum weinte die Generalin in unterdrückten Thränen auf ihrem Bette?

Die Gedanken der Frau Erhardt verwirrten sich, ihre Angst vermehrte sich.

Nach dem alten Ritterschlosse hin waren jener Mann und jene Frau in dem Korridor entflohen, vor ihr geflohen! Die Frau Erhardt ging ihnen nach.

Sie horchte vorher an dem Fenster des Korridors, das auf die freie Seite des Schlosses führte. Es war draußen Alles still; nirgends schien sich etwas zu rühren.

Waren die Mörder wieder abgezogen? Dann mußte ihr Zweck erreicht sein, das Gemach des Generals in der That einen todten Mann beherbergen. Ihr Ausweg führte sie an dem Gemache vorüber; sie flog, als wenn der Tod an ihren Fersen sei. Sie erreichte das Ende des Korridors. Sie stand vor der Thür, die hier in das alte Schloß führte. In diesem wohnten die Beamten des Gutes. Von ihnen wollte sie Auskunft erhalten; wenn sie ohne Kenntniß des Geschehenen waren, wollte sie ihrerseits ihnen Mittheilung machen, ihre Hülfe zu dem, was zu thun sei, in Anspruch nehmen. Das Alles konnte sie nur, wenn die Thür, vor der sie stand, offen war. Gewöhnlich war das der Fall.

War sie nicht offen, so blieb ihr nichts übrig, als den Kammerdiener Georg aufzusuchen, der freilich seine

Schlafstube oben in den Mansarden hatte.

Sie versuchte, ob die Thür zu öffnen sei.

Da begegnete ihr etwas Seltsames.

Das alte und das neue Schloß waren, wie wir wissen, an einander gebaut. Ihre Brandmauern berührten sich. Sie standen in Verbindung nur durch die Thür zu Ende der zwei Korridore des neuen Schlosses. Vor einer dieser Thüren befand sich die Frau Erhardt. Der Korridor mündete zunächst in einen Quergang, der das Schloß von einer Breite zur anderen durchschnitt, an jedem Ende hohe, breite Fenster hatte, durch welche der Korridor Licht erhielt.

An dem einen Ende des Querganges bewegte sich etwas, als die Frau an die Verbindungsthür getreten war. Sie mußte unwillkürlich hinblicken. In der dunklen Nacht konnte durch das Fenster auch dorthin kein Licht dringen. Unter dem Fenster war die Bewegung, die das Ohr der Frau vernommen hatte. Ihre Augen vermochten nichts wahrzunehmen. Sie blieb horchend stehen. Sie hörte noch einmal die Bewegung, ein Stöhnen folgte. Es war der leise Schmerzensschrei einer menschlichen Stimme.

Die Frau Erhardt war eine brave, mitleidige Frau. Sie sagte sich: »Da muß Jemand hülflos und in schweren Schmerzen liegen. Er hat unzweifelhaft meinen Schritt gehört; er weiß nicht, ob ich Freund oder Feind bin. Er vermochte dennoch nicht seinen Schmerz zu unterdrücken.« Ihr Mitleid war erwacht. Ihr alter Muth

war wieder da.

Sie ging dem Stöhnen nach.

»Wer ist da?« fragte sie.

»Sie sind da, Frau Erhardt?« fragte es zurück.

»Herr des Himmels!« mußte die Frau ausrufen »Armer Wachtmeister, was ist mit Ihnen geschehen?«

Sie war an der Seite des Wachtmeisters. Er lag in einem Winkel unter dem Fenster, zusammengekauert, stöhnend. Eine Antwort auf ihre Frage hatte er nicht.

»Was ist mit Ihnen geschehen?« wiederholte sie. »Sind Sie verwundet?« — mußte sie hinzusetzen.

»Ein nichtswürdiger Messerstich!« antwortete er.

»Ich werde Ihnen Hülfe holen,« wollte die Frau forteilen.

»Bleiben Sie, Frau Erhardt. Mir ist nicht mehr zu helfen. Ich sterbe. Aber ich habe Ihnen etwas zu sagen. Sie müssen es wissen. Nur Sie.«

Die Frau blieb.

Er hatte, während er sprach, gewaltsam seinen Schmerz bekämpft. Er konnte weitersprechen.

»Hören Sie mir zu. Sie werden noch oft an diese schreckliche Nacht zurückdenken müssen. Sie werden sich dabei das Wenigste erklären können; vielleicht gar nichts. Sie müssen Alles wissen. Aber Sie müssen mir versprechen, Niemandem weitere Mittheilung zu machen, keinem Menschen in der Welt. Versprechen Sie mir das!«

»Auch der gnädigen Frau nicht?« fragte die Dienerin.

»Ihr am wenigsten!«

»Und,« fuhr sie zögernd fort, »auch nicht dem Herrn General?«

»Ah —!« rief der alte Soldat, sofort seinen Ausruf abbrechend.

Dann schwieg er ganz. Die Schmerzen schienen nicht zurückgekehrt zu sein. Es war, als wenn er nachsann.

Seine dunklen, räthselhaften Worte hatten die Frau mit einer neuen Angst, mit einer quälenden Ungewißheit erfüllt. Sie mußte Gewißheit haben.

»Ich verspreche Ihnen Alles,« sagte sie. »Kein Mensch soll jemals erfahren, was Sie mir anzuvertrauen haben.«

Er antwortete ihr nicht, er lag still.

»Stirbt er?« mußte die Frau sich fragen.

Das tiefste Dunkel war umher; die Züge, die Farbe des Gesichts des alten Soldaten waren nicht zu unterscheiden.

»Wo sind Sie verwundet?« fragte die geängstigte Frau.

Er sprach wieder.

»In der Brust! Es muß nahe am Herzen sein. Dann ist ja wohl Alles bald vorbei. Und es ist gut so. Bleiben Sie bei mir, Frau Erhardt. Man stirbt nicht gern allein. Aber fragen Sie mich nichts mehr. Kein Wort! Was ich weiß, was ich Ihnen sagen wollte, es muß mit mir, in das Grab.«

Die Frau hatte doch noch eine Frage:

»Haben Sie viel Blut verloren?«

»Ich hatte wohl nicht viel mehr,« war seine Antwort.

»Wie lange liegen Sie hier?«

»Ich weiß es nicht.«

»Er will sterben!« dachte sich die Frau.

»Ich hole Ihnen Hülfe,« sagte sie.

»Mir hilft Niemand mehr!«

Sie war dennoch schon von seiner Seite. Sie eilte zu der Thür zurück, die in das alte Schloß führte.

In der Ritterburg befand sich die Schloß-Apotheke. Sie stand unter der Aufsicht eines alten Rechnungsschreibers, der früher einmal Wundarzt gewesen war, und in leichteren oder schleunigen Fällen noch jetzt für die Leute des Gutes, wie für die Bewohner des Schlosses den Arzt machte. Er hatte seine Wohnung mit den anderen Beamten in der Ritterburg.

Die Thür zu der Burg war offen. Sie lag nicht einmal in ihrem Schlosse; sie war nur angelehnt. Die Frau verwunderte sich wohl darüber. Aber sie durfte zu Nachforschungen sich nicht aufhalten. Sie eilte weiter, zu der Stube des Rechnungsschreibers. Er wohnte eine Treppe höher hinauf.

Die alte Ritterburg hatte kurze, schmale, winkelige Gänge, enge, gewundene Treppen. Der Frau Erhardt waren die einen und die anderen bekannt. Sie hatte für die Generalin oft mit dem Haushofmeister, der gleichfalls hier wohnte, und für Kranke in den »Häusern« mit dem Rechnungsschreiber, dem alten Wundarzt, zu thun gehabt. Sie fand sich auch jetzt in der Dunkelheit zurecht,

die sie überall umgab.

In dieser Dunkelheit herrschte zugleich die tiefste Stille. Darüber mußte die Frau sich doch wieder verwundern! Freilich meist nur, indem sie auf Anderes zurückkam.

»Von dem Ueberfall,« mußte sie sich sagen, »hat man hier keine Kenntniß erhalten. Es läßt sich erklären: er war von keinem Tumulte, von keinem Lärm begleitet. Aber wie konnte die Eingangsthür zu der Burg offen stehen? Von welcher Seite war sie geöffnet? Von der des neuen Schlosses? Der Wachtmeister —«

Sie konnte ihren Gedanken nicht weiter nachgehen. Sie mußte in der Dunkelheit auf ihren Weg achten.

Wir wissen, daß die Verbindungsthüren zwischen den Schlössern gewöhnlich verschlossen gehalten wurden und auf beiden Seiten geöffnet werden konnten. Zu jeder ihrer Seiten hing an einem Haken ein Schlüssel. Andere Schlüssel waren in dem neuen Schlosse, in dem Zimmer des Generals, der Generalin und in dem Besitze der Frau Erhardt und des Wachtmeisters, welcher zugleich eine Art von besonderem Haushofmeister für das neue Schloß machte. In der Ritterburg führten einen besonderen Schlüssel nur der Haushofmeister und der Rentmeister, der Chef der Gutsverwaltung.

Die Frau Erhardt hatte die Stube des Wundarztes erreicht. Er lag im Schlaf. Sie mußte laut an seine Thür klopfen, ihn zu wecken.

»Sie, Frau Erhardt? Ist der gnädigen Herrschaft etwas zugestoßen?«

»Der Wachtmeister ist verwundet. Er hat einen Stich in der Brust. Nehmen Sie Ihr sämtliches Verbandzeug mit.«

»He, he, Frau Erhardt, haben wir denn Krieg hier?«

»Hörten Sie nichts?«

»Kein Sterbenswörtchen, Frau Erhardt. Ich schlief den Schlaf des Friedens.«

Er war fertig; sein Verbandzeug lag immer bereit.

»Aber ein Licht, Herr Mosnagel!«

Er zündete auch schnell sein Licht an.

»So. Wo ist der Herr Wachtmeister?«

»An der Thür des ersten Korridors!«

»So nahe hatten wir den Krieg?«

»Folgen Sie mir.«

»Soll ich nicht Leute herbeirufen?«

»Später, wenn es nöthig ist.«

Sie kamen bei dem Wachtmeister an.

Er lag noch in jener Ecke. Er bot einen entsetzlichen Anblick dar. Die lange, starkknochige Gestalt war zusammengekauert; das kräftige Gesicht war schlaff, leichenblaß; die Augen hatten fast keinen Glanz mehr; beide Hände waren auf die Brust gedrückt. Die Hände waren blutig wie die Brust und die ganze Bekleidung. So lag er in einer Lache von Blut, das in den Gang hingeflossen war.

»Der stirbt!« sagten die Augen des Wundarztes der Frau.

»Untersuchen Sie die Wunde!« war ihre Erwiderung.

Sie nahm das Licht, er seine Sonde.

Er entfernte die Hände des Verwundeten, die Kleidung von der Brust und untersuchte mit der Sonde.

Der alte Wachtmeister ließ Alles mit sich geschehen. Er gab kein Zeichen eines Schmerzes von sich; nur glaubte man zu sehen, wie er die Zähne aufeinander preßte. Die Augen hielt er geschlossen.

»Das Herz ist nicht getroffen,« sagte der Herr Mosnagel.

»Und das Leben?« hauchten die Lippen der Frau.

»Steht in Gottes Hand!«

»Und er hat eine kräftige Natur,« sagte aufathmend sich die Frau.

Der Verwundete blieb unbeweglich, als wenn er nichts gehört habe, als wenn ihm Alles gleichgültig sei.

Der Wundarzt schritt zum Verbinden; er bedurfte weiterer Hülfe dabei. Die Frau Erhardt kehrte in das alte Schloß zurück, sie zu holen. Sie begab sich zu dem Haushofmeister selbst. Er kam ihr schon entgegen. Der wachsame Beamte hatte schon vorhin das Hin- und Hergehen gehört. Er war aufgestanden hatte sich rasch in die Kleider geworfen, wollte nachsehen, was es gebe. Sie theilte ihm schnell mit, daß im Korridor vor der Thür schwer verwundet der Wachtmeister liege und von dem

Wundarzt verbunden werde.

Während ihrer Mittheilung wurde es laut am Hauptthore des alten Schlosses unten auf dem Hofe. Die Arbeiter des Gutes verlangten Einlaß. In dem alten Gebäude war im Augenblicke Alles aus dem Schläfe erwacht, auf den Beinen.

Der Haushofmeister sandte zuerst ein paar Leute zur Unterstützung des Wundarztes.

Dann ließ er auch von den eingelassenen Arbeitern sich erzählen. Sie hatten die Ankunft der Insurgenten gehört und gesehen, wie diese das alte und das neue Schloß besetzt hatten. Sie hatten zu Hülfe kommen wollen, da mußten sie gewahren, daß sie selbst in ihren Wohnungen belagert waren. An der Vorder- wie an der Rückseite jedes der Häuser standen Bewaffnete. Wie ein Fenster geöffnet wurde, war die Mündung eines Gewehres darauf gerichtet, und Stimmen riefen in polnischer Sprache ein drohendes Zurück! Nachdem Alles abgezogen und dann lange Zeit kein Laut mehr gehört war, hatten die Leute gewagt, ihre Wohnungen zu verlassen und wie sie beide Schlösser in Stille und Dunkelheit fanden, hatten sie an dem alten Schlosse Einlaß begehrt.

»Und die Herrschaft?« rief der Haushofmeister.

Sie wußten nichts von ihr; die Anderen nicht, die Frau Erhardt wohl. Aber durfte sie das Geheimnißvolle, das sie wußte, das Entsetzliche, das sie ahnte, allen den

Menschen preisgeben? Und doch wieder, durfte sie es für sich behalten?

Sie wollte den Haushofmeister allein nehmen. Die Absicht, ihn herbeizurufen, hatte sie ja in das alte Schloß geführt.

Ein hastiger Schritt stürzte aus dem Korridor des neuen Schlosses hervor. Das bleiche Gesicht des Kammerdieners Georg wurde erkannt.

Er war oben in seiner Mansarde erst erwacht, als die Bewohner der Häuser nach dem Abzuge der Polen zu dem alten Schlosse zogen. Es mußte sich etwas Ungewöhnliches zugetragen haben. Von einem Ueberfall der Polen hatte er am Abend mit der Kammerfrau gesprochen; die Insurgenten könnten auch auf Schloß Romnike erscheinen, hatte die Frau gesagt, sein erster Schritt war zu dem Gemache des Generals gerichtet. Er fand die Thür offen, nur angelehnt.

Und den General todt!

Er war zu dem alten Schlosse geeilt, dem Haushofmeister zu berichten.

»Und die gnädige Frau?« wurde er gefragt.

Er wußte nichts von ihr. Er hatte sich um nichts weiter gekümmert.

Seine Mittheilung hatte eine allgemeine Bestürzung hervorgerufen. Jeder wollte zu den Gemächern der Herrschaft eilen. Der Haushofmeister gebot Ruhe.

»Sie, Frau Erhardt und Georg, folgen mir! Die Andern

bleiben zurück, bis sie gerufen werden.«

Mit den Beiden begab er sich in das neue Schloß.

Auf dem Wege erzählte ihm die Kammerfrau, wie sie gekommen sei, ihn zu der Herrschaft zu rufen, auch die Veranlassung. Und wer waren die beiden flüsternden Menschen?

Die Frau wußte es nicht. Sie hatte eine Ahnung gehabt, als sie das Flüstern hörte. Sie hielt sich wohl nicht berechtigt, eine bloße Vermuthung gegen einen Dritten auszusprechen.

Der Haushofmeister schien nicht einmal eine Vermuthung zu haben; auch der Kammerdiener nicht.

Sie hatten das Zimmer des Generals erreicht. Die Thür war nur angelehnt, wie Georg sie gefunden und belassen hatte. Sie traten in das Zimmer; sie hatten ein Licht mitgenommen.

Sie fanden in dem Zimmer nicht die geringste Unordnung; Alles darin war noch so, wie der Kammerdiener, nachdem er seinem Herrn beim Auskleiden geholfen, es verlassen hatte. Auch das Bett war in voller Ordnung.

Es war ein einfaches Feldbett, wie der General es seit Jahren mit sich geführt hatte, im Frieden, in der Campagne. Der einfache, abgehärtete Soldat verschmähte alles Verweichliche, konnte nicht einmal an Bequemlichkeit sich gewöhnen.

Aber die Decke und die Tücher des in seiner vollen

Ordnung befindlichen Bettes waren mit Blut bedeckt, und aus ihnen hervor schaute ein schneeweißes Todtengesicht.

Der Haushofmeister hob die Decke auf.

Die Leiche des Generals lag lang ausgestreckt auf dem Rücken; den linken Arm am Körper herunter liegend, den rechten gebogen, in der Brust eine Wunde, eine feine kleine Schnittwunde, die aber tief in den Körper eingedrungen sein mußte. Die Masse des Bluts, das aus ihr hervorgequollen war, zeigte das. Es floß nicht mehr; der Körper war noch warm. Ein Instrument, mit dem die Wunde zugefügt sein konnte, war nicht zu finden. Es war daher an keinen Selbstmord zu denken. Ein verbrecherischer Mord war unzweifelhaft, und der Mörder hatte sein Opfer in dessen tiefstem Schläfe überfallen, und er hatte gut gezielt und gut getroffen. Keine Gegenwehr, kein Kampf hatte stattgefunden. Die Lage des Todten bekundete es. Nur mit dem rechten Arm hatte er gezuckt, als er plötzlich im Schläfe den Stich in der Brust fühlte, die Hand hatte nach dem Schmerze, nach dem Herzen greifen wollen. Aber das Herz mußte in seiner Mitte getroffen und durchbohrt sein; es konnte nicht mehr schlagen; der Sterbende hatte keine Bewegung mehr. Der Mörder hatte die Decke, die er für seinen Stoß zurückschieben mußte, wieder über den Todten gelegt, den Ermordeten und die Mordstelle verlassen.

Und die unbekannte Frau, mit der er dann draußen auf dem Korridor flüsterte, hatte während des entsetzlichen Verbrechens vor der Thür gestanden? vielleicht Wache gehalten? Oder war sie gar mit in dem Gemache gewesen, dem Mörder Hülfe leistend?

Aber war denn der flüsternde Mann des Korridors der Mörder? Polen, unzweifelhaft polnische Insurgenten hatten das Schloß überfallen, hatten es umlagert, belagert, mußten einen Zweck dabei gehabt haben; der politische Zweck, von dem die Kammerfrau schon vorher gesprochen hatte, lag so nahe. Wären sie abgezogen, ohne ihre Absicht erreicht zu haben? Indeß, waren sie im Schloß gewesen?

Keine leeren Vermuthungen, sagte mit Recht der Haushofmeister. Suchen wir die Spuren auf, die sich nothwendig noch darüber finden müssen, wie Jemand in das Schloß hat gelangen und wie er es wieder hat verlassen können.

Vorher war jedoch noch Anderes zu thun.

Die Generalin! Wohl hatte man an sie gedacht. Die Kammerfrau hatte dem Haushofmeister auch von ihr erzählt. Sie hatte in ihrem Zimmer geweint; sie war daher wahrscheinlich wenigstens einerseits nicht Gegenstand des Attentates gewesen, konnte aber andererseits über dieses, wenn auch nicht als unmittelbare Zeugin, Auskunft ertheilen. Zudem war es ein dringendes Pflichtgebot für die Diener, nach der hilflosen, leidenden

Dame sich umzusehen, ihre Befehle einzuholen. Für den Haushofmeister war es nicht schicklich, in ihr Schlafgemach zu dringen. Nur die Kammerfrau durfte zu ihr.

Die Schlafgemächer der beiden Gatten lagen, wie wir wissen, an dem Korridor, getrennt durch einen kleinen Salon, aus dem in jedes der zwei Gemächer eine Thür führte. Die Thüren waren in der Regel nicht abgeschlossen. Die zu dem Zimmer des Generals führende Thür zeigte sich heute verschlossen; ein Schlüssel war nicht zu finden. Der Verschluß der Thür ließ sich erklären; der Mörder hatte bei seiner That nicht überrascht sein, sein Opfer jeglicher Hülfe berauben wollen; aber unerklärlich blieb es, warum er den Schlüssel verborgen oder gar mit sich genommen habe.

Die Dienerin mußte zu ihrer Herrin durch die Korridorthüre sich begeben. Sie führte den Schlüssel zu der Thüre bei sich. Sie horchte, ehe sie aufschloß. Es war tiefe Stille in dem Gemache. Sie wollte die verlassene Frau nicht erschrecken.

»Ihre Kammerfrau ist da, gnädige Frau!« rief sie durch die Thür.

Es blieb still in dem Zimmer, nichts regte sich.

Schwere Ahnungen beklemmten der Dienerin die Brust.

Sie schloß auf, trat in das Zimmer.

Das Nachtlicht brannte darin, wie die Zofe am Abend

es angezündet hatte.

Die Generalin saß aufrecht im Bette.

So mußte sie schon vorhin gesessen haben, als die Dienerin sie weinen hörte.

Das Erste, was die Kammerfrau that, war, daß sie hinter sich die Thür verschloß.

Dann trat sie zu dem Bette.

Die Generalin weinte nicht mehr; ihre Augen waren trocken; aber sie starrten wie im Irrsinn vor sich hin; das Gesicht war ein Leichenantlitz; die Hände lagen gefaltet in dem Schooß.

Die Frau Erhardt fiel vor dem Bette nieder.

»Arme, arme gnädige Frau!«

Die Frau im Bette rührte sich nicht.

»Helene, mein Kind, mein armes Kind!«

Die Dienerin ergriff die gefalteten Hände, küßte sie.

»Mörderin!« rief die unglückliche Frau mit gellender Stimme, die Dienerin von sich stoßend.

Dann fiel sie wie ohnmächtig in das Bett zurück.

Die Kammerfrau trat in den Korridor zu dem Haushofmeister:

»Sie haben gehört! Der Wahnsinn hat sie ergriffen. Mein Platz ist bei ihr.«

Sie begab sich wieder in das Schlafgemach.

Die Bewohnerschaft von ganz Romnike war in Bewegung gekommen.

Der General war immer der großmüthige Wohlthäter

Aller gewesen, die ihm angehörten.

Sein Tod war ein ebenso erschütterndes, wie tief beklagtes Ereigniß. Die Generalin war für Alle, die ihr nahe gekommen waren, der freundliche Engel gewesen. Sie wurde nicht minder beklagt, als der General. Wie schwer mußte die Unglückliche gelitten haben! Es war unzweifelhaft, daß sie, eingesperrt in ihrem Schlafgemache, Ohrenzeugin des Mordes gewesen war, unfähig, dem Gatten zu Hülfe zu kommen, unfähig, Hülfe herbeizurufen. Da hatte wohl die Geistesgegenwart sie verlassen können, daß sie nicht ihr Fenster öffnete, laut den Mord in die Stille des Schloßhofes verkündend. Da hatte zuletzt ihr der Geist verwirrt werden müssen.

Es wurden von allen Seiten Anordnungen getroffen und ausgeführt, das Dunkel, das noch immer über dem empörenden Verbrechen schwebte, aufzuhellen.

Daß in der Nacht fremde Menschen in dem neuen Schlosse gewesen waren, wurde bald festgestellt. Ein Seitenpförtchen an der Rückseite des Gebäudes wurde offen gefunden. Ob es durch Nachschlüssel geöffnet, ob es durch irgend eine Nachlässigkeit offen geblieben war, ob ein Verrath es geöffnet hatte, das war nicht zu ermitteln. Jedenfalls hatten Menschen in das Haus gelangen, es wieder verlassen können; viele, wenige, unbemerkt in der Nachtzeit, wenn sie unbemerkt bleiben wollten.

Wer einmal im Schlosse war, konnte in das

Schlafgemach des Generals gelangen, der es verschmähte, in seinem Hause sich noch besonders einzuschließen.

Die beiden flüsternden Personen in dem Korridor vor dem Schlafgemache! Gehörten sie zu den Mördern? Waren sie allein die Mörder? Der Mann der Thäter, die Frau die Gehülfin? Niemand konnte darüber nur eine Vermuthung hegen; auch die Frau Erhardt nicht; sie versicherte es wenigstens. Unter den Polen war kein Frauenzimmer wahrgenommen worden.

Sie seien die Anführer der Bande gewesen, wurde dennoch angenommen. Daß Weiber namentlich bei Excessen der polnischen Insurrection an der Spitze standen, war vielfach erzählt, und daß hier ein politisches Machwerk vorliege, daran zweifelte man nicht. Der Streit der Beiden, das Fußstampfen der Frau glaubte man in solcher Weise erklären zu können. Das Weib hatte von ihrem Gefährten auch den Tod der Generalin gefordert; der Mann hatte ihn ihr verweigert.

Völlig unerklärlich blieb das Ereigniß, das die Verwundung des Wachtmeisters herbeigeführt hatte. Der alte Soldat verharrte in einem hartnäckigen Schweigen.

Der Haushofmeister sandte noch in der Stunde der Entdeckung des Verbrechens einen reitenden Boten in die Kreishauptstadt, Gericht und Aerzte herbeizuholen.

Jenes wie diese waren bei dem Anbruche des Tages da; Gendarmen und Polizeibeamten fanden sich mit ihnen,

nach ihnen ein.

Daß ein Mord vorlag, wurde unzweifelhaft festgestellt. Wie schon der Haushofmeister angenommen hatte, so ergab es auch jetzt die gerichtsarztliche Untersuchung; das Mordinstrument hatte die Mitte des Herzens durchschnitten. Das Instrument mußte eine schmale, scharf spitzige, scharf zweischneidige Waffe gewesen sein, wahrscheinlich ein Dolch. Auch das wurde bestätigt, daß der Ermordete in tiefem Schläfe überfallen und erst erwacht sein müsse, als er den tödtlichen Stoß bereits empfangen hatte, so daß von einer Gegenwehr, von einem Kampfe keine Rede hatte sein können.

Nicht minder mußte nach dem Resultate der angestellten Ermittlung an der ersten Annahme festgehalten werden, daß die Mörder durch die mittelst Nachschlüssel geöffnete Thür an der Rückseite des Schlosses eingedrungen seien. Demnach glaubte man nicht daran zweifeln zu dürfen, daß hier ein politischer Rachemord vorliege, verübt von der polnischen Insurrection, vielleicht gar verhängt von der geheimen Nationalregierung in Warschau, an dem General, der von dem russischen Kaiser wie sein Liebling ausgezeichnet war, und der gerade seit dem Beginn der Revolution, als wenn er diese überwachen sollte, seinen Wohnsitz unmittelbar an der Grenze genommen habe. Die Heimlichkeit, die Ruhe und Ordnung, die Vorbereitung und Planmäßigkeit, womit das Verbrechen ausgeführt

war, mußten wie unwiderleglich dafür sprechen. Darum war auch zur Ausführung des Mordes nur Einer in das Schlafgemach gedrungen, aber wohl einer der gewandtesten, sichersten und muthigsten Hängendarmen. Die Frau, die ihn begleitet hatte, sie blieb ein Räthsel, aber am Ende kein unauflösliches. Wie bei jeder Revolution, so hatten auch bei jener polnische fanatische Weiber sich hervorgethan. Ihren Fanatismus und ihre Rohheit hatte dieses Weib durch ihr Benehmen gegen den Mörder an den Tag gelegt, mochte dasselbe wie vermuthet wurde, in der Weigerung, auch die Generalin zu ermorden, oder in einer anderen Ursache seinen Grund haben.

Daß ein Haufe von Menschen im Schlosse gewesen war, wurde durch die übereinstimmenden Aussagen der Bewohner der »Häuser« festgestellt. In anderer Weise war es freilich nicht zu ermitteln. Die polnische Grenze war kaum eine Viertelstunde vom Schlosse entfernt; der Weg dahin führte fast nur durch dichte, unbewohnte Waldung. Nachrichten von jenseits erhielt man immer nur spärlich, in jener Revolutionszeit beinahe gar nicht, wenn nicht deutsche Zeitungen sie brachten.

Dies war Alles, was man ermitteln konnte. Spuren hatten die Verbrecher außer dem Verbrechen selbst nicht zurückgelassen; nicht einmal Fußspuren waren aufzufinden, auch nicht draußen in den Kieswegen oder auf dem hartgetretenen Boden.

Einzelnes über den Hergang des Mordes selbst, sowie über wahrscheinlich sehr erhebliche andere Thatsachen hätten noch durch die Vernehmung der Generalin und des Wachtmeisters festgestellt werden können. Aber die unglückliche Dame blieb geistesabwesend und der alte Soldat war verschlossen wie das Grab, verweigerte auf alle Fragen eine Antwort, und die Aerzte erklärten, daß er durchaus geschont werden müsse, wenn er am Leben bleiben solle. Seine Wunde war übrigens eine ähnliche, wie die des Generals; sie war in der Brust, sie hatte nur nicht das Herz getroffen, aber sehr nahe daran befand sie sich. Sie mußte mit einem ähnlichen, sie konnte mit demselben Instrumente zugefügt sein, das dem General den Tod gegeben hatte. Auch von derselben Hand? Wer konnte es ermitteln?

Der Mord auf Romnike war ein politischer Mord! So ging es durch das Land, so berichteten die Zeitungen.

Räthselhaft blieb gleichwohl noch Manches dabei.

2.

Der Ball der Präsidentin.

Das berühmte Bad hatte im Sommer des Jahres 1862 seine glänzendste Saison. Allerhöchste, höchste, hohe und noch andere vornehme Herrschaften waren da; mit ihnen der eleganteste, feinste, der vornehmste und niedrigste Auswurf der menschlichen Gesellschaft, mit beiden mancher arme und unglückliche, brave Mensch.

Die große Welt findet ja in jeder kleinen Welt sich wieder.

Eins der vornehmsten und elegantesten Häuser war das des Präsidenten Grafen von Randow, vielmehr der Frau Gräfin. Der Graf kam weniger in Betracht; er war der hochgestellte und dabei besonders tüchtige Beamte, der daher den höchsten Stellen im Staate entgegen gehen konnte; er war von hohem, altem Adel, der daher jene höchsten Stellen erreichen mußte, zumal da er kaum die Mitte der vierziger Jahre erreicht hatte. Freilich war er ein Roué gewesen, ein Spieler noch. Um sein Haus und um seine Familie kümmerte er sich wenig.

Die Seele seines Hauses war seine Gemahlin.

Die Präsidentin, Frau Gräfin Randow, war, obgleich sie schon dem Ende ihrer dreißiger Jahre entgegen ging, eine

der schönsten Frauen der Residenz, die schönste Frau des Bades, und sie machte ihr Haus zu dem elegantesten des Bades.

Sie gab heute einen Ball.

Sie hatte dazu keine große Gesellschaft geladen, aber eine desto sorgfältiger ausgewählte. Sorgfältig in doppelter Beziehung. Die distinguirtesten Personen sollten in ihren Salons erscheinen. Andererseits hatte die Gräfin ihre Einladungen für einen ganz besonderen Zweck, der für sie und die Ihrigen von der größten Wichtigkeit und der, wenn er erreicht werden sollte, das tiefste Geheimniß bleiben mußte.

Die schöne Dame — die schöne Präsidentin hieß sie in dem Bade, wie in der Residenz — befand sich in ihrem Boudoir. Sie war schon in voller glänzender Balltoilette, obgleich sie von ihren Gästen in der ersten halben Stunde Niemanden erwarten durfte. Sie schien dennoch jeden nächsten Augenblick etwas zu erwarten, ungeduldig sogar; denn sie ging mit Zeichen der Ungeduld in dem eleganten Gemache auf und ab, freilich auch mit Zeichen der Befriedigung.

Ihre Schönheit war heute eine strahlende; sie mußte Alles besiegen, was sie besiegen wollte. Wenn sie auf ihrer ungeduldrigen Promenade sich in einem der großen Spiegel sah, sie mußte, sich selbst bewundernd, ihren Schritt anhalten. Im Augenblick nachher mußte sie dann in das Dunkel des Gartens schauen, in das Gebüsch

lauschen, ob nicht ein Blatt rausche, in den Gängen kein Schritt hörbar werde.

Das Boudoir der schönen Präsidentin lag zur ebenen Erde an dem Garten des Hauses, des Landhauses, das die Präsidentin für die Saison gemiethet hatte. Mit einem einzigen Schritt war man aus dem Gemache zwischen hohen Rosenstöcken, blühendem Oleander, duftenden Gewächsen des Südens.

Die Thür des Gemaches stand offen.

Die Dame glaubte in dem Garten plötzlich ein Geräusch gehört zu haben. Sie warf schnell noch einen Blick in einen der Spiegel. Ihr Antlitz, ihre Gestalt, ihre Toilette, Alles an ihr war in der That bewunderungswürdig. Sie trat in die offene Gartenthür. Sie blieb hier stehen. Sie stand in der vollen Beleuchtung des tageshellen Boudoirs. Wer, aus dem Dunkel des Gartens kommend, sie plötzlich so sah, mußte das schöne Weib für eine überirdische, die Sinne bezaubernde Erscheinung halten.

Ein Schritt im Garten nahete sich; er war noch in weiterer Ferne.

Das Antlitz der Frau erröthete vor Verlangen, Sehnsucht; es wurde schöner mit jedem Augenblick!

Sie machte Miene, in den Garten zu treten, dem Schritte entgegen, in den Duft der Blüthen und Blumen, in die erfrischende Kühle des Abends.

Hinter ihr wurde leise die innere Thür des Gemaches

geöffnet.

Die Präsidentin wandte, unwillig über die Störung, sich um.

Eine feine, blasse, ältliche Frau stand vor ihr.

»Was willst Du, Marianne?«

»Gnädigste Gräfin, Moses Levi ist da.«

Die Dame fuhr zurück, wie von einem giftigen Thiere gebissen.

»Weise ihn ab!« rief sie.

»Er will sich nicht abweisen lassen.«

»Der Elende!«

»Er drohet — er stößt abscheuliche Drohungen aus.«

Die schöne Präsidentin war wohl eine Dame des raschen Entschließens. Frauen ihrer Art müssen es sein.

»Wo ist er?« fragte sie.

»In dem kleinen blauen Salon hinten.«

»Ich komme. Sorge, daß Niemand ihn sieht. Er wurde doch nicht schon gesehen?«

»Von Niemandem.«

Die Kammerfrau entfernte sich.

Die Dame trat in die Gartenthür zurück.

Der Schritt im Garten war näher gekommen. Noch wenige Augenblicke und ein Herr trat aus dem Dunkel in die Halle, in der die Gräfin stand.

»Habe ich Dich endlich wieder, Adele?«

»Ich sollte Dir zürnen, Adalbert.«

Sie umarmten sich, der junge Mann und die schöne

Frau.

Er war noch ein junger Mann, etwa in der Mitte der zwanziger Jahre; aber wie glich die wunderbare Schönheit der um zehn Jahre älteren Frau die Verschiedenheit des Alters aus!

Er war ein schöner Mann; eine hohe, schlanke, kräftig und doch elegant gebaute Gestalt; schwarze blitzende Augen, dunkelbraunes gelocktes Haar, ein fremdländischer Typus, gewandtes, einschmeichelndes Wesen.

Die Dame wand sich aus seinen Armen.

Er stand versunken in ihre Schönheit.

»Adele, wie schön bist Du!«

Er preßte sie noch einmal an sich.

Sie litt es, wie mit Widerstreben.

»Ich sollte Dir zürnen,« wiederholte sie.

»Morgen, morgen,« bat er.

Wollte sie auf seine Bitte nicht eingehen?

»Du bliebst so lange! Wie konntest Du es?«

»Ich mußte!«

»Wer vermochte Dich zu zwingen?«

»Auch das Morgen!«

»Du hast Geheimnisse vor mir, Adalbert! Mache nicht, daß ich Dir im Ernste zürnen muß.«

»Du wirst morgen Alles erfahren.«

»Du bleibst den Abend bei uns?«

»Dein Billet befahl es mir.«

»Verlaß mich jetzt; nach zehn Minuten kehrst Du zurück und läßt Dich anmelden.«

Die Miene des jungen Mannes verfinsterte sich.

»Du verabschiedest mich und Deine Gäste darfst Du vor einer halben Stunde nicht erwarten!«

Die Dame hatte sich schnell besonnen.

»Ich muß Helenens Toilette überwachen. Ich versprach es ihr. In zehn Minuten bin ich wieder bei Dir.«

Sie hielt ihm ihre feine schöne Hand hin.

Er drückte zärtlich die Hand und war aus der Helle des Zimmers in dem Dunkel des Gartens verschwunden.

Die Dame verließ das Gemach.

An dem entgegengesetzten Ende des geräumigen Landhauses lag halb versteckt ein kleiner, mit blauen Tapeten bekleideter Salon. Die Präsidentin empfing dort wohl manchen geheimen Besuch. Auch Moses Levi war da, den sie einen Elenden genannt, der nach der Mittheilung der Kammerfrau abscheuliche Drohungen ausgestoßen, freilich dadurch die Ehre, von der Dame angenommen zu werden, sich erworben hatte.

Sie begab sich geraden Weges zu ihm.

Moses Levi war ein wohlconditionirter Mann, alt genug, um in der Welt viel und vielerlei Erfahrungen gemacht zu haben, nicht zu alt, um diese nicht reichlich und immer zu seinem Nutzen verwerthen zu können; sein scharf ausgeprägtes orientalisches Gesicht zeigte dabei große Schlaueit und eine noch größere Gutmüthigkeit;

freilich glaubte man darüber zweifelhaft sein zu müssen, welche von beiden Eigenschaften es verrieth, welche es verbarg.

Er hatte, bis zur Ankunft der Dame, es sich bequem gemacht; er hatte das Sopha des kleinen Zimmers eingenommen; er saß gemüthlich zurückgelehnt, dem Anschein nach in tiefen Gedanken. Bei ihrem Eintreten erhob er sich, um sich dann desto tiefer, fast bis zur Erde vor ihr zu bücken.

»Unterthänigsten guten Abend, gnädigste Frau Gräfin und Präsidentin.«

Die Dame war kalt eingetreten.

»Sie kommen mir heute sehr ungelegen, Moses!« erwiderte sie seine Begrüßung.

»Habe es zu meinem unterthänigsten Bedauern von Hochdero Frau Kammerfrau bereits vernommen.«

»Warum belästigen Sie mich dennoch?«

»Wie heißt belästigen, gnädigste Frau Gräfin und Präsidentin, wenn man einer so hohen und edlen Dame eine Gelegenheit giebt, die schöne Tugend einer Dankbarkeit zu üben, die sie feierlich zu versprechen so oft die Gnade hatte!«

Die Worte waren von den unterwürfigsten Bücklingen begleitet.

Die Präsidentin blieb kalt.

»Ich verstehe Ihre Worte nicht. Aber lassen wir sie. Ich habe heute keine Zeit.«

»Die gnädigste Frau geben einen großen Ball!« sagte Moses Levi.

»Sie wissen also —«

»Und einen noblen, piquefeinen Ball!«

Die Dame erwiderte nichts; ihr Gesicht zeigte Ungeduld.

»Und,« fuhr der unterthänige Moses Levi fort, »der Ball kostet schweres, schönes, theures Geld.«

Die Dame schwieg.

Und Moses Levi sprach weiter: »Ich hörte in der Residenz davon, und da dachte ich, wenn die gnädigste Frau Gräfin und Präsidentin kann geben den großen und noblen Ball, der kostet das schwere theure Geld, so wird sie in ihrer Casse gewiß haben so viel, um den armen Moses Levi zu befriedigen, der sein letztes Geld für sie hergegeben, der hat Schulden machen müssen, um der gnädigsten Frau aus der Noth zu helfen, und es wird ihr sein eine Freude, mir zu beweisen ihre Dankbarkeit, die sie mir hat versprochen so oft, und wird mir zurückbezahlen mein Geld mit den Zinsen und einem artigen Douceur dazu, nach ihrem noblen Belieben.«

Er hatte immer unterwürfig gesprochen.

Die Dame wurde vornehmer; sie kannte ihn wohl noch nicht recht.

»Moses,« sagte sie strenge, »ich muß Sie in der That bitten, mich heute nicht ferner zu belästigen. Ich erklärte Ihnen schon, daß es mir durchaus an Zeit gebricht.«

Moses Levi wurde ein anderer Mann. Er richtete sich auf.

»Abweisen!« schnarrte er in dem breitesten jüdischen Dialekte. »Moses Levi abweisen? Wie heißt? Der Herr Präsident soll werden Minister, höre ich, hochgebietender Herr Minister! Wissen die gnädigste Gräfin, daß Moses Levi dabei ein Wort mitzusagen hat, ein großes Wort, ein Wort, das schwer wiegt, so schwer wie ein Minister! Wenn ich mich wende an unsern allergnädigsten Herrn und König, und ihm schreibe einen Brief, in welchem steht geschrieben: Allergnädigste königliche Majestät, der Mann, den Sie wollen machen zu Ihrem Minister, steht in meinen Büchern mit so und so viel, und seine gnädigste Frau Gemahlin schuldet mir noch mehr, und von Beiden kann ich nicht bekommen mein Geld und werde hingehalten.«

Die Dame unterbrach den drohenden Gläubiger nicht mehr so hochmüthig.

»In welcher Absicht sind Sie hier, Moses?« fragte sie einlenkend.

»Um zu fordern mein Geld!« sagte Moses in keinem nachgebenden Tone.

»Aber,« versetzte die Dame, »doch sicher nicht in der Erwartung, es gerade heute zu erhalten.«

»Warum nicht?« fragte Moses Levi.

Die Dame stimmte ihren Ton noch mehr herab.

»Sie hatten Recht, Moses, ich gebe heute ein großes

Fest; es kostet viel Geld.«

»*Mein Geld!*« unterbrach Moses Levi.

»Und,« fuhr die Gräfin fort, »wenn man so viel Geld auszugeben hat, so bleibt für Anderes wohl nichts übrig. Das weiß gewiß Niemand besser als Sie. Sie kamen also in einer anderen Absicht hierher, und ich werde Ihnen sagen, in welcher, und einen Vorschlag daran knüpfen. Sie wollten die Lage, in der Sie mich zu überraschen wußten, zu einer Pression gegen mich benutzen, und wie viel soll ich Ihnen verschreiben?«

Die Dame kannte den Mann doch wohl.

»Die gnädigste Frau,« antwortete er, »wollten mir machen einen Vorschlag.«

Darauf erwiderte die Dame:

»Sie haben die Verschreibung gewiß schon aufgesetzt und bei sich. Geben Sie sie her.«

Moses Levi zog ruhig ein zusammengefaltetes Papier hervor, entfaltete es und überreichte es der Dame.

Sie las es.

»Es ist viel, sehr viel!« rief sie aus. »Aber Sie haben mich in Ihrer Hand.«

Moses Levi nickte mit dem Kopfe.

Sie setzte sich an einen kleinen Schreibtisch, der in dem Zimmer stand, unterschrieb das Papier, gab es zurück.

Moses Levi las die Unterschrift, war zufrieden, zog eine Briefftasche hervor, legte das Papier sorgfältig hinein,

steckte sie wieder zu sich und sprach:

»Gnädigste Präsidentin und Gräfin, Dero Herr Gemahl wird Minister; das Patent liegt schon zur allerhöchsten Unterschrift im königlichen Cabinet. Ich weiß Alles. Wenn ich auch nur bin ein gewöhnlicher Jude, ich habe überall Bekanntschaften, ich komme überall hin. So weiß ich auch noch mehr. Der König ist ein frommer Herr und also auch ein ordentlicher und anständiger Herr, und wie er will, daß seine Beamten gehen in die Kirche, so sollen sie auch keine Schulden machen. Dero Herrn Gemahl schenkt Seine Majestät eine hohe Zuneigung. Hat er doch schon zweimal dessen Schulden bezahlt; er hat sich aber auch bei seiner königlichen Ehre geschworen, das drittemal keinen Groschen zu bezahlen, und der Herr Graf und Präsident erhielt zwar auch wohl eine Zeitlang Geld von den großen und reichen Bankiers, den Matadoren der Börse; aber da sie ihr Geld nicht bekamen zurück, mußten der gnädige Herr sowohl wie die gnädige Präsidentin sich wenden an Moses Levi, der nur ist ein geringer Mann, aber ein ehrlicher und verschwiegener Geschäftsmann, der hat geholfen bis heute mit Geld, der indeß nun nichts mehr hat, als einen guten Rath, und dieser ist: Machen Sie keine Schulden mehr, lassen Sie den Präsidenten aufhören mit dem Spielen und geben Sie auf die Bälle, die Bäder und die — jungen Herren. Es ist der gute Rath von Moses Levi, der in der Tasche hat den Herrn Präsidenten und auch die Frau Präsidentin, und den

Herrn Minister und die Frau Ministerin. Und damit wünsche ich der gnädigsten Frau Gräfin einen fröhlichen und vergnügten Abend.«

Moses Levi verbeugte sich bis zur Erde und verließ das Zimmer.

Die Gräfin war glühend roth geworden; sie ward leichenblaß.

Sie warf sich auf das Sopha; sie mußte Kraft gewinnen; das Weinen war ihr nahe, aber nur das Weinen des ohnmächtigen Zornes, des gedemüthigten Hochmuthes; sie konnte es unterdrücken; die Thränen hätten die Augen geröthet, matt gemacht, und die schönen Augen mußten doch in der heutigen Nacht so viel glänzen, so viel zu Tage bringen. Der Gedanke kräftigte sie bald. Sie erhob sich elastisch. Sie trat vor den Spiegel. Der Glanz ihrer Augen war schon wieder da; das schöne Antlitz trug wieder seine frischeste Röthe; die ganze Gestalt war wieder bezaubernd. Die elegante Baltoilette war tadellos geblieben.

Sie verließ den kleinen Salon.

Draußen wartete die Kammerfrau auf sie; sie hatte eine Meldung:

»Der Herr Graf Mogialski!«

Die Frau hatte ein bekümmertes Aussehen.

Das schöne Antlitz der Dame hatte schnell den Ausdruck der Ueberraschung zu finden vermocht, ihn wohl schon vorräthig gehabt.

»Ah! Wo ist der Herr Graf?«

»Im kleinen Empfangssalon!«

»Und Helene? Ist sie mit ihrer Toilette fertig?«

»Die Comteß erwartet die Befehle der gnädigen Gräfin.«

Die Dame sann einen Moment nach.

»Bitte den Herrn Grafen,« sagte sie dann, »wenige Augenblicke auf mich zu warten.«

Sie ging zu ihrer Tochter.

Helene, Comteß Randow, war ein vollendet schönes Kind. Alles an ihr trug den Stempel der Anmuth, des Adels, trug den Liebreiz der Jungfrau, deren Bewußtsein noch ein kindliches ist, die nicht weiß, wie schön sie ist, und was ihre Schönheit gilt. Die Mutter wußte es um so mehr, das Eine wie das Andere, und das Kind sollte heute Manches erfahren.

Helene Randow zählte sechszehn Jahre. Sie war das unschuldige Kind geblieben, weil ihre Mutter sich nicht viel um sie gekümmert hatte. Salondamen haben genug mit sich zu schaffen und zudem den Kindern so Manches zu verbergen.

Die junge Comteß sollte heute zum ersten Male in die Welt eingeführt werden, in der kleineren Gesellschaft des Bades lernen für die größeren Gesellschaften der Residenz, für die Zirkel des Hofes.

Mutter und Tochter standen einander gegenüber; Beide so schön, aber wie verschieden schön!

Die Augen der Mutter überflogen prüfend die Schönheit, die Toilette der Tochter; aber mit Blicken, die das Kind erröthen machten, und den Blicken folgten Worte, die dem unschuldigen Herzen noch weniger wohlthun mochten.

»Du bist schön, meine liebe Helene! Wie wird man Dich bewundern! Aber nicht ängstlich, nicht schüchtern darfst Du sein. Die Mimose gedeihet bei uns nur in den Treibhäusern. In unserem frischen, fröhlichen Leben ist kein Raum für sie. Hier muß die Rose ihre Pracht entfalten, und Du bist eine so schön aufknospende, schon aufblühende Rose. Eine schönere, mein Kind, findet man nicht hier, wird man im Winter nicht in der Residenz finden. Darum sei frei und fröhlich Dein Blick, und Deine Lippe zeige Dein schönes Herz und Deinen gebildeten Geist. Du wirst dann alle Welt entzücken; der bescheidene Baron Teufen wird nicht von Deinen Fersen weichen. Und welche Freude wird Dein väterlicher Freund, der General Waldern, haben, wenn er sieht, wie sein kleiner Liebling bewundert wird, und — Ach, beinahe hätte ich vergessen, Dir zu sagen, daß der Graf Mogialski hier ist. Soeben meldet ihn mir die Erhardt an. Ich habe ihn warten lassen, um erst Dich zu sehen. Und da habe ich zugleich eine Bitte an Dich. Er wird hoffentlich den Abend bei uns bleiben. Darf er Dich in die Gesellschaft führen?«

Die Worte der Mutter hatten eigenthümliche Eindrücke

auf die junge Gräfin gemacht, besonders die Erwähnung der drei Namen. Als die Dame den General Waldern nannte, hatten die Augen der Tochter wie in freudigem, kindlichem Stolze aufgeleuchtet; eine leise Unruhe hatte sie bei der Nennung des Barons Teufen verrathen; bei der des Grafen Mogialski war sie tief erröthet.

»Du wirst an meiner Seite sein, liebe Mutter?« war ihre Erwiderung auf die Bitte der Dame.

»Mimose!« lachte die Präsidentin. »Ich werde Dich beschützen,« setzte sie hinzu, »vorausgesetzt, daß Du in Gegenwart des Grafen Mogialski eines Schutzes noch bedürfen könntest. Ich hole Dich hier ab.«

Sie ging.

Sie begab sich in den Empfangssalon, in welchem der Graf Mogialski auf sie wartete.

Als sie den schönen jungen Mann, der sie umarmen durfte, verlassen mußte, hatte sie ihm versprochen, in zehn Minuten wieder bei ihm zu sein. Mehr als eine halbe Stunde war vergangen.

Er empfing sie übellaunig.

»Du bist eine Andere geworden, Adele, seitdem Du hier bist!«

Sie erwiderte ihm: »Durch die zehn Minuten, die Du auf mich warten mußt?«

»Es war länger!«

»Pah, gestrenger Herr Rechenmeister, wie viele Minuten enthalten die drei Wochen, die Du mich hier

vergeblich auf Dich warten ließest?«

»Ich hatte eine dringende Reise zu machen. Du weißt es! Erst vorgestern konnte ich zurückkehren, und gab ich Dir nicht sogleich Nachricht?«

»Und ich ladete Dich sofort ein. Das wäre also ausgeglichen. Und nun, schmolle nicht weiter; Du bist keine Frau!«

Sie sprach immer in dem halb neckenden Tone; sie schien Alles, wenigstens sehr Vieles leicht nehmen zu können.

Er war noch nicht versöhnt, oder gab sich so.

Sie stellte sich vor ihn.

»Sieh mich an!«

Sie war so schön; ihre Augen glänzten wieder, als wenn kein Moses Levi dagewesen sei.

Ihre Schönheit zerschmolz doch seine üble Laune.

Er wollte sie umarmen.

Sie wehrte ihm es.

»Meine arme Toilette!« lachte sie.

Aber ihre Hände hielt sie ihm hin, und er sollte und durfte sie mit feurigen Küssen bedecken.

»Und nun,« sagte sie, »erwarte mich im Ballsaale. Du wirst Helene hineinführen.«

»Wie glücklich machst Du mich!« rief er.

Er verließ sie.

Sie kehrte zu ihrer Tochter zurück, die auf sie wartete.

Noch einmal musterte sie das schöne, schüchterne und

so glückliche Kind.

»Gehen wir, meine liebe Helene!«

Sie gab dem Kinde ihren Arm, führte es bis in das Vorzimmer des Tanzsaales.

In der Thür des Tanzsaales erwartete sie der Graf Mogialski. Er eilte ihnen entgegen, sie, die ohne Herren erschienen, in den Saal zu führen.

Die Sitte gebot, daß er der Mutter seinen Arm lieh.

Es wäre aufgefallen, wenn sie ihn an die Tochter gewiesen hätte. Einen Augenblick drohte ihr eine kleine Verlegenheit. Ein halber Blick zur Seite rettete sie. Ihre Augen begegneten einem Augenpaare, das im Saale auf sie gerichtet war.

»Führen Sie meine Tochter!« sagte sie zu dem Grafen.

Der junge Graf nahm den Arm Helenens.

Ein Greis, dem schneeweißen Haare und auch wohl den Jahren nach, aber mit dem frischen, kräftigen Gesicht, mit der festen Haltung und den elastischen Bewegungen der hohen Heldengestalt, die durch die glänzende Generalsuniform doppelt gehoben wurde, ein Mann, der noch in der vollen Lebenskraft stand, hatte durch die geöffnete Thür die Präsidentin erblickt, ihre Tochter, den jungen Mann an dem Arm der Tochter. Er war ihnen entgegengeeilt. Er bot der Präsidentin seinen Arm, führte sie in den Saal, das junge Paar folgte.

Es folgte eine lange Zeit gegenseitiger Begrüßungen.

Der General Graf Waldern war an der Seite der

Präsidentin geblieben.

Comteß Helene hatte sich fast ängstlich in der Nähe der Mutter gehalten, sie erschien zum ersten Male in der Gesellschaft.

Der Graf Mogialski hatte taktvoll seinen Arm aus dem Helenens zurückgezogen und sich selbst fast ehrerbietig hinter ihr aufgestellt.

Die Begrüßungen waren vorüber, auch die Huldigungen, die der Schönheit von Mutter und Tochter wurden, der Tochter mehr als der Mutter, denn nicht Alle, die da waren, wußten, daß dieser Mutter das Lob ihrer eigenen Schönheit höher stand, als der ihres Kindes.

Freilich nicht immer!

»Liebe Excellenz,« sagte die Präsidentin zu dem General, »Sie hatten noch kein Auge für meine Helene.«

»Doch, gnädige Frau, ich sah die Comteß.«

Die Antwort war frostig.

Die Dame sah ihn befremdet an. Sie war entschlossen:

»Was that Ihnen Helene?«

»Nichts —!«

»Dem Nichts sollte ein Aber folgen, Excellenz!«

Die Dame sagte es mit einer gewissen Aufwallung.

Der alte General war ein braver, offener, aufrichtiger Mann.

»Gnädige Frau, Comteß Helene hat mir nichts gethan, wie könnte das edle Kind mich verletzen! Ich habe auch nichts gegen sie, wie könnte ich einem Engel gram sein!

Aber der Mann an ihrer Seite — er gefällt mir nicht«

Die Präsidentin athmete aus, wie von einer schweren Bürde befreit.

»O, Excellenz,« erwiderte sie, und ihre Stimme hatte den Ton leiser, schmerzlicher Klage, »der Graf Mogialski —«

Sie brach ab.

Der General, wie ihre Erwiderung ergänzend, sagte: »Gnädige Frau, es würde mich glücklich machen, wenn unsere Ansichten über den jungen Mann zusammenträfen.«

Leise erröthete, leicht erbleichte die Dame doch; aber sie entgegnete mit ihrer bekümmerten Miene: »Ich halte ihn für einen gefährlichen Menschen — ich muß ihn leider schonen.«

Ein »Warum!« schwebte wohl auf den Lippen des Generals, sprachen seine Blicke aus; über die Lippen kam es nicht.

Die Präsidentin hatte es erwartet.

»Mein Mann —«

Sie brach wieder ab, mit einem schweren Seufzer.

Sie wurden gestört.

Neue Gäste waren erschienen, brachten der Frau des Hauses ihre Begrüßungen.

Ein junger Mann unter ihnen fiel auf, er hatte etwas Besonderes; er wurde auch von der Präsidentin ausgezeichnet.

Er war ein hübscher Mann, wohlgewachsen, das nicht minder wohlgeformte Gesicht voll Intelligenz, sein ganzes Wesen voll Ruhe, seine Erscheinung dadurch eine imponirende und auf den ersten Anblick Zutrauen erweckende. Wenn man ihn dann aber näher betrachtete, so mußte man tief in dem Hintergrund der großen, dunklen Augen etwas bemerken, das zwar kein Mißtrauen zu erregen vermochte, das aber eine gewisse Beängstigung hervorbrachte, die Leidenschaft, die dort hinten für den Augenblick schlummerte, könne plötzlich losbrechen, könne und müsse dann furchtbar entfesselt werden.

Die Präsidentin mußte ihre ganze Fassung aufbieten, um einen leisen Schreck zu verbergen, als er mit seiner tiefen, stummen Verbeugung plötzlich vor ihr stand. Sie reichte ihm dann freundlich, gar freudig die Hand.

»Sie kommen spät, lieber Teufen!«

Er drückte ehrerbietig die Lippen auf die schöne Hand, die ein anderer junger Mann vorher mit den heißen Küssen hatte bedecken dürfen.

»Sie wissen, gnädige Frau,« sagte er dabei, »daß ich nicht liebe, mich vorzudrängen.«

Er sprach die Worte mit der Ruhe, mit der Gemessenheit seines ganzen Wesens.

Sie schienen doch der Dame einen kleinen Stich in das schuldvolle Herz gegeben zu haben.

»Warst du vorhin schon hier?« überflog ihr rascher

Blick sein Gesicht.

Sie las nichts darin.

»Sahen Sie Helene schon?« fragte sie ihn.

Die erste Frage der zärtlichen Mutter war auch bei ihm nach ihrem schönen Kinde.

»Ich hatte noch nicht das Glück,« antwortete der Baron Teufen.

»Ich muß Sie zu ihr führen. Die Freude des Kindes wird eine große sein.«

Sie nahm seinen Arm.

Auf den General warf sie einen Blick zurück, der ihm sagen sollte und sagte, wie glücklich sie sei, ihre Tochter von dem Grafen Mogialski befreien zu können.

Sie führte den jungen Baron zu ihrer Tochter, freilich auch zu dem polnischen Grafen, der mit dem schönen Kinde noch im Saal promenirte.

Den Grafen hatte der Baron wohl zuerst gesehen; aus jenem Hintergrunde seines Auges schoß ein zuckender Blitz.

Der schönen Präsidentin entging nichts. In ihrem Auge erglänzte etwas wie Freude.

Dass eine Paar erreichte das andere.

»Der Baron Teufen, Helene!« sagte die Mutter zu der Tochter. »Ich weiß, welche Freude es Dir macht, ihn zu sehen. Er ließ sich dennoch zwingen, zu Dir zu kommen. Sei ihm nicht böse darüber.«

Comteß Helene war bei dem Erscheinen des Barons

unruhig geworden, wie sie vorher bei der Nennung seines Namens ein leises Herzklopfen nicht hatte unterdrücken können. Einen wohlwollenden Blick hatte sie gleichwohl für ihn.

Der Baron sagte mit seiner Ruhe einfach zu ihr: »Gnädige Comteß, Ihre Frau Mutter las nicht in meinem Herzen.«

Helene erröthete.

Der Graf Mogialski schleuderte einen feindlichen Blick auf den Baron; der Baron gab den Blick mit Ruhe zurück.

Die Präsidentin wußte ihre Freude über die gegenseitige Feindseligkeit der beiden Nebenbuhler zu verbergen.

Helenens argloses Herz hatte nicht die feindlichen Blicke, nicht die heimliche Freude wahrgenommen. Ihrem Erröthen war der Ausdruck der kindlichen Freude über das Erscheinen des jungen Mannes gefolgt, dessen Ruhe für sie stets etwas Wohlthuendes hatte und dessen Ueberlegenheit sie sich gern unterwarf. Daß sie durch ihre Freude den Grafen verletzen könne, kam ihr nicht in den Sinn.

Die Musik gab das Zeichen zum Beginn des Balles.

Eine Situation, die doch peinlich werden konnte, schon wohl werden sollte, wurde dadurch beendet, freilich, um sofort eine nicht minder peinliche zur Folge zu haben.

»Ich habe Ihre Zusage für den Tanz,« sagte der Graf

Mogialski zu der jungen schönen Dame an seinem Arme.

Helene hatte keinen Widerspruch.

Der Herr von Teufen verfärbte sich einen Moment, hatte dann seine volle Ruhe wieder.

»Darf ich um die Ehre des nächsten Tanzes bitten, gnädige Comteß?«

Der Graf Mogialski antwortete für seine Dame:

»Ich bedauere, mein lieber Baron, die gnädige Comteß hat mir auch bereits den zweiten Tanz zugesagt.«

Er sprach die Worte mit einem herausfordernden Hohn.

Die Präsidentin wurde einen Moment leichenblaß. Sie hatte etwas Anderes beabsichtigt, als sie den Baron Teufen zu ihrer Tochter führte, die am Arme des polnischen Grafen promenirte. Sie hatte das Kind so besonders dringlich auf den Grafen aufmerksam gemacht, ihn ihr für den heutigen Abend zum Cavalier bestimmt, mit einer unverkennbaren Ostentation gegenüber der Gesellschaft. Mit nicht geringerer Ostentation, wenn auch nur dem General Waldern gegenüber, hatte sie dann dem Baron versichert, wie ihre Tochter sich freuen werde, ihn zu sehen. Irgend eine Scene hatte sie dabei beabsichtigt; gleichviel in wessen Interesse, ob in dem des polnischen Grafen, oder in dem des Herrn von Teufen, oder gar des Generals. Eine Scene, wie die jetzt entstandene, lag unzweifelhaft außer allen ihren Plänen, außer ihrer ganzen Berechnung.

»Ein Duell wird daraus folgen, ein Eclat, der Alles

verdirbt!«

Sie erbehte vor den nächsten Augenblicken.

Der Baron von Teufen, dessen Auge in jenem tiefen Hintergrunde ein Inneres von leidenschaftlicher Gluth verrieth, hatte eine große Gewalt über sich. Nicht eine Miene, nicht der leiseste Wechsel der Farbe in seinem ruhigen Gesichte, nicht eine einzige Bewegung seines Körpers zeigte an, daß Hohn und Worte des Grafen nur den mindesten Eindruck auf ihn gemacht hätten. Er trat mit einer kalten Verbeugung schweigend zurück.

Die Präsidentin wollte wohl um so mehr erbeben; sie kannte den Baron. Aber sie war die leichtsinnige Frau.

»Der Abend ist doch gerettet! Bis morgen wird sich Rath finden.«

Das junge Paar trat zum Tanzen an.

»Darf ich um Ihren Arm bitten, lieber Baron?« legte die Dame mit ihrem freundlichsten Lächeln ihren Arm in den des Barons.

»Sie wollen mir diesen Tanz schenken, gnädigste Gräfin?«

Er sprach die Frage aus, wie einen Gedanken, der plötzlich kommt und auf den man kein sonderliches Gewicht legt.

Sie fühlte sich nicht dadurch gekränkt.

»Nein, mein lieber junger Freund,« erwiderte sie mit dem herzlichsten Tone ihrer Stimme. »Ein Tanz mit mir würde Ihnen kein Ersatz, vielmehr keine Genugthuung

sein, und diese schulde ich Ihnen so sehr.«

»Sie mir, gnädige Frau?«

Es war zweifelhaft, auf welches der beiden ersten Worte er den Nachdruck habe legen wollen, und doch war der Unterschied ein so wesentlich erheblicher.

Sie erbehte nicht mehr; sie war wieder völlig Herrin ihrer Situation, ihrer Rolle.

»Zürnen Sie meiner armen Helene nicht,« bat sie.
»Glauben Sie mir —«

Er mußte sie doch unterbrechen.

»Gnädige Frau, Sie legten meinen Worten einen Sinn unter, den sie nicht im entferntesten haben sollten.«

Sie sah ihn verwundert an, als wenn sie ihn frage, was denn er habe aussprechen wollen.

»Comteß Helene,« fuhr er fort, »ist ein Engel, nur in Einem Punkte anders, als wie wir uns die Engel denken. Sie sind die Beschützer der Menschen; Comteß Helene bedarf des Schutzes, eines besonderen Schutzes, gnädige Frau!«

Die Dame biß sich nicht auf die Lippen, aber im ernstesten Nachsinnen hatte sie eine fast wehmüthige Klage.

»Wie sehr haben Sie Recht, mein junger Freund. Sie hat das arglose Herz! Und ich kann nicht immer an ihrer Seite sein. Ich habe so manche andere, so schwere, so bittere Sorge.«

Sie brach ab.

Sie ging schweigend an seiner Seite weiter. Auch er

schwieg.

Welchen Eindruck haben meine Worte auf ihn gemacht? dachte sie wohl. Was will sie von mir? fragte er sich vielleicht. Vielleicht bedurfte es auch der Frage nicht mehr bei ihm.

Ein Rittmeister der Gardehusaren, der beste Reiter des Regiments und der erste Tänzer der Residenz, schritt auf das Paar zu.

»Baron Teufen tanzt heute nicht, wie es scheint?«

»Nein,« sagte kurz der Baron.

»Gnädigste Frau, darf ich um die Ehre bitten?«

Die Dame hatte wieder ein freundliches Lächeln.

»Mein verehrter Herr Rittmeister, wenn die Tochter anfängt zu tanzen, hört das Tanzen der Mutter auf.«

»Ich denke, nicht immer, meine Gnädigste,« erwiderte der Rittmeister. »Wenn Mutter und Tochter Beide die Zierde des Tanzes sind, so —«

Der Rittmeister stockte; er konnte seinen Nachsatz nicht finden. Er war wohl ein besserer Reiter und Tänzer, als Denker, auch wenn es sich nur um eine Schmeichelei handelte.

»So hat der Tanz eine doppelte Zierde!« ergänzte die Dame seinen Satz. »Und,« fuhr sie verbindlich fort, »damit unser Tanz in Frage keine doppelte Zierde entbehre, sehen Sie das Fräulein von Holstein dort: sie tritt soeben ein. Sie ist die eleganteste Tänzerin, wie der Rittmeister von Bruch der eleganteste Tänzer!«

»Auf Ehre, gnädigste Frau,« sagte vergnügt der Rittmeister von Bruch, »Sie verstehen einen Korb zu versüßen.«

Er begab sich zu dem eleganten Fräulein von Holstein.

»Mit einem versüßten Korbe!« mußte doch die Dame hinter ihm herlächeln.

Mit einer fast mütterlichen Herzlichkeit wandte sie sich wieder zu ihrem jungen Begleiter.

»Und welche Tänzerin suche ich nun für Sie aus, mein lieber Baron?«

»Keine, gnädige Frau!«

»Ah, so wären Sie mir böse! Das darf nicht sein. Ich habe eine dringende Bitte an Sie, und um sie erfüllen zu können, müssen Sie gerade tanzen.«

Er sah sie doch fragend an.

»Helene,« antwortete sie der Frage, »bedarf eines Beschützers. Sie sagten es selbst. Werden Sie heute Ihr Schutzengel.«

»Ich? Und gegen welche Gefahr?«

Das war zu viel für das Mutterherz.

»Sie kränken das Herz der Mutter,« sagte sie.

»Ich wollte es nicht,« erwiderte er aufrichtig.

Sie drückte ihm die Hand.

»Wohlan! Werfen Sie zu Zeiten Ihre Blicke auf Helene. Sie werden sie sehen, und beobachtende Blicke sind Schutzengel. Die Frau von Bodenbach ist ohne Tänzer. Sie ist eine liebenswürdige Dame und meine Freundin.

Ich führe Sie zu ihr.«

Er widerstand nicht mehr. Sie führte ihn zu der Freundin.

»Meine liebe Emilie, der Herr von Teufen ist heute nicht bei guter Laune. Kann Jemand sie ihm verschaffen, so ist es meine reizende und liebenswürdige Freundin. Er bittet Dich um den Tanz.«

Der Herr von Teufen brachte seine Bitte an.

Die muntere und in der That reizende und liebenswürdige junge Frau schwebte an feinem Arm in die Reihen der Tanzenden.

Die Präsidentin athmete auf, aber nicht aus einer erleichterten Brust.

»Wird es zu einem Duell zwischen den Beiden kommen? Der Eine ist der hitzige, aufbrausende, leidenschaftliche Mensch! Der Andere weiß seine vielleicht noch glühendere Leidenschaft zu unterdrücken, bis der Moment für sein Handeln da ist. Wie verhindere ich einen unglücklichen Eclat?«

Nur an jenen unglücklichen Eclat, an kein anderes Unglück dachte sie. Sie sann nach. Sie wurde in ihrem Sinnen unterbrochen.

Ein ältlicher Herr stand vor ihr. Sie hatte in dem Rauschen der Musik, in der Bewegung der Gesellschaft sein Nahen nicht vernommen. Er hatte ein Aeußeres, das auffiel, aber nicht zu seinen Gunsten einnahm. Seine Gestalt war starkknochig, sein graues Gesicht war breit;

die Augen darin stachen; zu dem Allen zeigte die hohe gewölbte Stirn Verstand und Geist. Das gesammte Wesen des Mannes wurde dadurch um desto unheimlicher. Er war in einfacher schwarzer Kleidung; die Brust bedeckten indeß mehrere, zumeist fremde Orden.

Er gehörte zu den geladenen Gästen der Präsidentin. Sie schien dennoch, als er plötzlich vor ihr stand, des unheimlichen Eindruckes, den er auch auf sie machte, sich nicht ganz erwehren zu können. Aber sie war die Welt dame.

»Endlich, Excellenz!« rief sie ihm zu, ihm ihre Hand hinhaltend, auf die er respectvoll die Lippen drückte.

»Der Herr Präsident hielt mich so lange,« war die entschuldigende Erwiderung.

»Ah, Sie sahen meinen Mann! Warum brachten Sie ihn nicht mit?«

»Der Herr Präsident war noch beschäftigt.«

»Er wird bald kommen?«

»Hoffentlich!«

Die Antworten des Mannes hatten etwas Eigenthümliches; man wußte nicht, ob es in den Worten lag oder in der Betonung, womit sie gesprochen, oder in dem Minenspiel des grauen Gesichts, oder in dem Stechen der Augen, von welchem Allem sie begleitet wurden.

Die Präsidentin konnte eine innere Unruhe kaum verbergen. Eine Frage, die auf ihren Lippen schwebte,

unterdrückte sie.

Der Herr sah ihre Unruhe.

»In den Sälen war Ihr Herr Gemahl nicht mehr,« sagte er. Das Wort »Säle« betonte er, als wenn er die Dame dadurch beruhigen wollte.

Sie schien noch unruhiger zu werden.

Auf einmal war er selbst unruhig geworden.

Sein Auge hatte die Reihen der Tanzenden durchflogen.

»Ah, gnädige Frau, Fräulein Helene auch hier?«

»Helene,« antwortete die Dame, »mußte einmal in die Gesellschaft eingeführt werden. Sie ist schon eingeseget.«

»Ah, eingeseget! Brave christliche Grundsätze. Ja, ja, eingeseget, um in's Leben zu treten, und man tritt ja auch durch Gesellschaft und Ball in's Leben, und da bedarf man des Segens wohl am meisten, und Comteß Helene bedarf seiner unzweifelhaft.«

Die Sprache der sonderbaren Excellenz schien für die Präsidentin eine unheimliche zu werden. Die Dame wollte den Eindruck von sich abwehren.

»Warum Helene?« fragte sie herausfordernd.

»Weil sie schön und gut und unschuldig ist!«

Herausfordern konnte nach dieser Antwort die Präsidentin nicht weiter. Eine andere Erwiderung hatte sie nicht sofort.

Aber der unheimliche Herr hatte eine Frage:

»Wer ist der Tänzer der Comteß?«

Und die Frage schien eine Herausforderung an die Dame zu sein, und eine Herausforderung, die ihr Verlegenheit bereitete.

»Der Graf Mogialski,« erwiderte sie zögernd.

»Ach ja, ja!«

Die Antwort des Unheimlichen verrieth, daß er den Grafen kenne. Warum hatte er denn nach ihm gefragt?

»Excellenz kennen den Grafen?« fragte die Dame gereizt.

»Ich sehe den Herrn Grafen heute zum ersten Male.«

Der Unheimliche betonte jedes Wort so sonderbar, und seine Betonungen beunruhigten die Präsidentin. Sie hatte indeß keinen Muth zu ferneren Fragen, auch keine Zeit mehr.

Es waren neue Gäste angekommen, zwei, drei Herren, nicht zu gleicher Zeit, aber einer jedesmal kaum ein paar Minuten nach dem andern. Jeder von ihnen hatte etwas Wichtiges und zugleich Geheimnißvolles mitgebracht. Der Erste suchte bei seinem Eintreten einen näheren Bekannten aus, sprach leise ein paar Worte zu ihm; der Bekannte zeigte Erstaunen; Beide sprachen angelegentlich weiter, blickten dabei fast besorgt umher, ob sie beobachtet würden. Während sie so noch flüsterten, trat der zweite Herr ein; sofort schritten Jene auf ihn zu, es war, als wenn sie ihn erwartet hätten, als wenn er das, was der Erste mitgetheilt hatte, bestätigen,

vielleicht ergänzen solle. Beides mußte der Fall sein. Geheimnißvolles Versichern auf der einen, neues Erstaunen auf der andern Seite. Der dritte Herr kam. Er sah Jene; er ging zu ihnen. Seine Miene verrieth eine Katastrophe in der Kette von Ereignissen, die von den zwei Ersten berichtet waren. Alle Vier zogen sich in einen Winkel des Saales zurück, wo sie ungehört und ungestört sich aussprechen konnten.

In dem Winkel standen sie so, daß sie in dem daneben liegenden Saale durch die offene Thür gesehen werden konnten.

Es war der Saal, in dem die Präsidentin mit der unheimlichen Excellenz sich unterhielt.

Die Dame sah die vier Herren, ihre gespannten, geheimnißvollen Gesichter. Sie erblaßte, konnte ihre Augen nicht von ihnen abwenden.

Der Unheimliche folgte den Blicken der Dame; er sah, was sie sah.

»Ah!« sagte er, nicht überrascht, aber errathend.

Dann glitt sein unheimlichster Blick über die Präsidentin.

»Um des Himmels willen, was ist geschehen?« rief die Dame.

»Hm, meine gnädigste Frau, der Herr Präsident hat seine Geschäfte jetzt beendet. Ich hoffe sogleich die Ehre zu haben, Ihnen das Nähere mittheilen zu können.«

Damit verschwand er zu den vier Herren, die sich noch

immer heimlich unterhielten.

Die Dame stand ohne Rath, ohne Entschluß.

Was geheimnißvoll gezischt und geflüstert wurde, betraf ihren Gatten; sie konnte nicht daran zweifeln, der Unheimliche hatte es zu deutlich zu verstehen gegeben. Und was es war, was es nur sein konnte, auch darüber war ihr kein Zweifel. Sie mußte volle Gewißheit haben.

Der General Waldern kam aus dem Saal, in dem die Mittheilungen der vier Herren stattfanden. Der brave Mann erschrak, als er die Präsidentin sah, er hatte sie hier wohl nicht vermuthet.

Zu der Gräfin Helene, die noch tanzte, war sein zögernder, aber fester Schritt gerichtet.

Die gedrückte Miene des ernstesten Soldaten ließ über den Grund seines zögernden Schrittes keinen Zweifel: er hatte dem schönen, fröhlichen Kinde etwas mitzutheilen, was mit Einem Schlage Frohsinn, Fröhlichkeit, Frieden und Glück eines ihm theuren Herzens zerstören, vernichten sollte.

Durfte er an der Mutter vorübergehen?

Sie trat ihm entgegen.

Ihr Weg wurde von einem Diener durchkreuzt, der eingetreten war, zu ihr eilig sprach:

»Der gnädige Herr läßt die gnädigste Frau Gräfin bitten, schleunigst zu ihm in das Cabinet kommen zu wollen.«

»Der Herr Graf zurück?« fragte sie, wohl um sich zu

sammeln.

»Seit zwei Minuten.«

»Ich komme.«

Der Diener ging.

Sie setzte ihren Weg zu dem General fort.

Er war doch stehen geblieben, sie zu erwarten, aber nicht für ihre Absicht.

»Lieber General, was ist es mit meinem Mann?«

»Gnädige Frau,« erwiderte ihr der ebenso ernste, wie entschiedene Mann, »gehen Sie zu Ihrem Herrn Gemahl. Ihr Platz ist in diesem Augenblicke nur bei ihm.«

Sie wagte keinen Widerspruch.

»Und Helene?« fragte sie nur noch.

»Ich bin hier!« war die Antwort.

Und durch das Auge der leichtsinnigen Frau zuckte ein Blitz voll Hoffnung und voll Intrigue.

Sie verließ den Saal.

Folgen wir ihr.

Sie begab sich zu dem Arbeitscabinet ihres Gatten.

Der Präsident Graf Randow war vom Scheitel bis zur Sohle ein vornehmer Herr, eine hohe, feine Gestalt; die Züge des Gesichts aristokratisch, intelligent; ein geschmeidiges und zugleich würdevolles Benehmen. Der Mann mußte ein Minister oder eine der obersten Hofchargen sein. Zur Excellenz war er geboren. War er es noch nicht; — eine noble Passion hatte ihm schon entgegengestanden, aber nur, weil er sie zu wenig zu

zügeln vermochte. Auch noble Passionen verlieren die Noblesse, wenn ihnen der Zügel gar zu frei gelassen wird.

Aber sollte er nicht dennoch Excellenz werden?

Er war allein in seinem Cabinet, als seine Gemahlin zu ihm eintrat. Er schritt darin auf und ab, mit ruhigem, gleichmäßigem Schritt; die Dame hatte es, trotz dem Klopfen ihres Herzens, schon draußen vor der Thür gehört.

Ruhig, ohne irgend eine Unruhe oder Bewegung seines Innern zu verrathen, empfing er sie; in dem vornehmen, glatten Beamten- oder Höflingsgesichte sah man keine Falten.

»Ich danke Dir, Adele, daß Du so freundlich meiner Bitte nachkommst.«

Die Dame kannte ihren Gatten wohl mehr, als er sie. Sie ließ sich durch sein Aeußeres schon längst nicht mehr täuschen; er machte gleichwohl noch immer Versuche, sich ihr zu verbergen. Seine Ruhe, die Glätte seines Gesichts verriethen ihr, wie sehr es in seinem Innern anders aussah.

Welche Rolle sollte sie ihm gegenüber spielen? Gar keine mußte ihr doch diesmal wohl die meisten Vortheile versprechen.

»Ulrich, um des Himmels willen, was ist mit Dir geschehen?«

Sie rief es mit den Tönen, mit allen Zeichen höchster

Angst.

Ein Blick vollster Befremdung war seine Antwort.

»Darf ich bitten?« sagte er dann, auf das Sopha zeigend.

Sie ließ sich nieder.

Er setzte seinen Spaziergang fort, in dem sie ihn unterbrochen hatte.

»Nun?« rief sie ungeduldig.

Die Angst sitzt nicht tief bei Lebedamen, wie die Präsidentin war. Der Leichtsinn, der alles Gefühl in ihnen fortschwemmt, herrscht allein, wird zur Herrschsucht. Der Herrschsucht einer Frau gegenüber hat der Mann, der leichtsinnig ist, wie sie selbst, nur Ohnmacht, eine Ohnmacht, die in mancherlei Weise sich kund giebt.

Der Präsident setzte der Ungeduld seiner Frau Nichtbeachtung entgegen. Er spazierte auf und nieder, als wenn er in den tiefsten Gedanken sei.

Sie wurde ungeduldiger.

»Du ließest mich rufen! Du hast mir etwas mitzutheilen! Was ist mit Dir geschehen?«

Er schwieg.

»Was hast Du mir mitzutheilen? Warum ließest Du mich rufen?«

Er antwortete:

»Ich bin zum Minister ernannt!«

Sie sprang auf.

»Ah! Doch! Endlich sind unsere Wünsche erreicht!

Theile mir mit!«

Ihr Gesicht glühte, ihre Augen strahlten, in Glück, in Freude.

Er blieb ruhig.

»Nun,« sagte er, »der König hat heute das Patent vollzogen. Es liegt auf dem Arbeitstisch in seinem Cabinet. Morgen soll ich zu ihm befohlen werden, er will es mir selbst übergeben.«

»Von wem hast Du Deine Nachrichten?« fragte die Dame noch.

»Vom Cabinetsrath des Königs.«

Ein Zweifel war nicht mehr zulässig, nicht mehr möglich.

Die Dame empfand etwas, wie ein besseres Gefühl.

»Ulrich!« rief sie, indem sie ihre Arme um ihn schlingen, seine Lippen küssen wollte.

Er wehrte ihrem Ungestüm zurück.

»Bleiben wir ruhig, Adele. So lange das Patent nicht in meinen Händen ist, bin ich noch kein Minister. Der König kann noch im letzten Augenblick das Papier zerreißen, und wenn ich bei ihm bin, es von ihm in Empfang zu nehmen, die Fetzen mir vor die Füße werfen.«

»Wie kannst Du nur auf solche Gedanken kommen?« sagte die Frau.

»Wenn der König von unseren Schulden hört! Du weißt, Adele, er haßt nichts mehr, als ein derangirtes

Leben, derangirte Verhältnisse.«

»Pah!«

»Hast Du Geld, unsere Schulden zu bezahlen?«

»Sobald Du Minister bist!«

»Du hörst, daß ich es noch nicht bin.«

»Aber morgen!«

»Und bis morgen kann noch viel geschehen!«

»Beim König? Gegen Dich?«

»Ja!«

Der Präsident sprach das Wörtchen so bestimmt, so ernst, so schwer aus.

Die Angst kehrte zu der Frau zurück.

»Ulrich, Du hast mir nicht Alles gesagt! Dir ist etwas begegnet! Ein Unfall! Ein Unglück! Du willst es mir vergeblich verbergen!«

Er hatte kein Wort der Unterbrechung, der Beruhigung für sie.

Sie fuhr in steigender Angst fort: »Ich mußte schon mit der drückenden Sorge hierher kommen. Ich hatte verlegene Gesichter gesehen, die mich mieden; verdächtige Gruppen flüsterten, und der unheimliche Geheimrath kam aus der Gesellschaft, in der er Dich verlassen hatte und —«

Der Präsident unterbrach endlich seine Frau.

»Ah, so weißt Du ja Alles.«

»Du spieltest?« fragte die Dame.

»Ja!«

»Unglücklicher! Und Du verlierst?«

»Ich verlor viel, sehr viel.«

»Elender!«

»Unter Verpfändung meines Ehrenwortes, bis morgen!«

»Ehrloser!«

»Wozu das Schimpfen, Adele? Wir erhalten keinen Groschen dadurch. Und Geld, zunächst Geld, viel Geld müssen wir haben. Und Du mußt es herbeischaffen!«

»Ich? Keinen Pfennig für Dich! Machst Du Schulden, bezahle sie selbst!«

»Und wer, Adele, bezahlte Deine Schulden?«

»Du nicht!« rief die Frau laut und voll Ingrimm.

Der Präsident blieb unerschütterlich ruhig.

»Freilich,« erwiderte er, »Moses Levi gab das Geld, aber nur mir. Dir hätte er keinen Groschen geborgt.«

»Ließest Du nicht zuerst für Dich leihen, Elender? Für Deine Ausschweifungen?«

»Gewiß, Adele! Und dann für Dich, für Deine — Ich will Dir das Wort Ausschweifungen nicht zurückgeben. Es bezeichnet eine öffentliche Verworfenheit, und bis so weit die Untreue einer Frau —«

»Verleumder!« fuhr in Wuth die Dame auf.

Der Präsident aber sagte sehr ruhig: »Woher bekommen wir Geld, Adele? Wir? Willst Du nicht für Dich allein operiren, so berathe Dich mit mir, und zum Berathen gehört vor allen Dingen ruhiges Blut. Geld

müssen wir haben, für Dich, für mich, für unser Kind! Wir müssen es bis morgen früh haben. Zu Mittag ist mein Ehrenwort verwirkt und mit ihm mein Patent, auch wenn ich es schon in Händen hätte. Und handeln, operiren wirst doch Du müssen. Ich muß zur Residenz. Ueberlegen wir gemeinschaftlich.«

Die praktische Ruhe des Mannes machte auch die Frau wieder besonnen.

»Ueberlegen wir,« lenkte sie ein.

Und dem Hader folgte ein ruhiges Ueberlegen in vortrefflichster Uebereinstimmung der beiden durch eheliche und andere Bande verknüpften Seelen.

»Du sprachst von Moses Levi,« sagte der Präsident.

»Der Elende war hier,« erwiderte die Dame, »aber um zu mahnen und neue Erpressung zu üben.«

»Du gehst auf sein Verlangen ein?«

»Ich mußte.«

»Er traut uns doch noch; er wird weiter Geld geben«

»Wenn Du Minister bist, früher nichts.«

»Du bist überzeugt?«

»Ich kenne ihn.«

»Hast Du eine andere Quelle?«

»Der Graf Mogialski!«

Der Präsident runzelte die Stirn.

Die Frau verfärbte sich. Es war so selten, daß das glatte Gesicht des künftigen Ministers eine Falte zeigte. Sie mußte fortfahren, sie vermochte es nur zögernd:

»Er ist reich!«

»Bist Du davon unterrichtet?« fragte spöttisch und in sarkastischem Tone der Präsident.

»Der russische Gesandte selbst versicherte mich, daß die Grafen Mogialski zu dem reichsten polnischen Adel zählen.«

»Gewiß! Die Stadt Mogialski gehört ihnen. Aber konnte der russische Gesandte Dich auch versichern, daß dieser junge Herr, der sich Graf Adalbert Mogialski nennt, jenem reichen Grafengeschlechte angehört, daß er überhaupt ein Graf Mogialski und nicht ein herumfahrender Abenteurer ist?«

Die Dame wollte die Parteinahme für ihren Schützling nicht aufgeben:

»Sein vornehmes Wesen, seine gute Erziehung sprechen für ihn.«

»Für seinen Charakter und seine Wahrheitsliebe?« fragte der Präsident nicht ohne gewisse Selbstironie.

»Er lebt auf einem großen Fuße!« sagte die Dame.

»Parbleu, Adele,« konnte, mußte der Präsident doch laut lachen, »das thun wir auch, und wie reich sind wir denn?«

Die Dame schwieg.

Er aber fuhr wieder ruhig fort: »Indeß, kein Mensch giebt sein Geld umsonst hin, nicht Moses Levi, der wucherische Jude, nicht Dein reicher Graf Mogialski. Was hast Du diesem zu bieten?«

Die Frau verfärbte sich noch einmal und zögerte noch einmal, und hatte zuletzt gar keine Antwort.

»Den Preis hast nur Du zu bestimmen,« wich sie mit leiser Stimme aus.

»Helene?« fragte er, und er blickte sie mit durchbohrenden Augen an.

Sie mußte ihren Blick, ihr ganzes Gesicht niederschlagen, das glühendroth und in der Secunde darauf leichenblaß war.

»Nein!« sagte sie dann entschieden.

»So rechne auf ihn nicht,« versetzte er ruhig. »Wen hättest Du sonst noch?« fragte er dann.

Die Dame sann nach, hatte keine Antwort, oder nicht den Muth, sie auszusprechen.

»Haben wir denn nicht alte Freunde?« wollte er ihr wohl zu Hülfe kommen.

Sie zuckte auf bei der Frage; er hatte in ihrem Innern eine Saite berührt, die hell und wieder dumpf nachklang, wohlthuend, Wunden schlagend. Sie mußte ihn fragend anblicken, forschend und fragend, ob sie seine, ob er ihre Gedanken errathen habe. Ihre Scheu vor seinem Blicke war plötzlich verschwunden. Zwei Secunden sahen die beiden Gatten einander an. Jedes hatte in die Brust des Anderen geschaut; Jedes hatte darin das Einverständniß des Anderen gefunden; Jedes auch die Rettung; der Mann mit dem Vertrauen auf Rettung, die Frau mit einer bangen Ahnung im Hintergrunde. Dennoch konnte kein Theil

sogleich Offenheit gegen den Anderen finden.

»An wen denkst Du, Ulrich?« fragte die Frau.

»An alte Freunde, wie ich es aussprach.«

»Doch nur an Einen?«

»Gewiß.«

»Und wer wäre dieser Eine?«

»Warum verstellst Du Dich, Adele?«

»Warum willst Du mit der Sprache nicht heraus?«

»Adele, Du nanntest oft mit Zuversicht für die Zukunft den braven Waldern einen väterlichen Freund Helenens.«

Der Dame war ein Stein vom Herzen gefallen. Aber

—

»Ulrich!« rief sie abwehrend.

Der Mann kannte seine Frau.

»Wozu die Komödie?« fragte er.

»Helene, das junge, schöne, Liebe schenkende und Liebe fordernde Kind!«

Es war doch ein Angstruf des Mutterherzens.

»Ich dachte an eine reiche Heirath für sie,« sagte mit seiner Ruhe der Präsident. »Aber geben wir den Gedanken auf.«

»Nein, nein! Aber machen wir vorher einen anderen Versuch.«

»Wüßtest Du noch einen?« fragte er.

»Der Baron Teufen ist reich,« sagte sie.

»Es ist bekannt!« bestätigte er. »Und an ihn wolltest Du Dein Kind verkaufen?«

»Hältst Du ihn für keine angemessene Partie?«

»Ich halte ihn für einen jungen Mann, der sehr besonnen und sehr genau zu rechnen versteht. Indeß, wenn er Deine letzte Rettung ist —«

»Der letzte Versuch!«

»So mache Deinen Handel mit ihm.«

Die Dame erhob sich, in ihre Säle zurückzukehren.

»Wirst Du mir folgen?« fragte sie.

»Nein! Ich habe dringende Arbeiten, sagst Du.«

»In der Nacht!«

»Ich müsse die Nacht zu Hülfe nehmen.«

Die Dame wollte gehen.

Er hielt sie zurück.

»Ah, noch Eins, Adele. Mußt Du unverrichteter Sache wiederkehren, so tragen sie morgen einen Todten aus diesem Gemache.«

Er zeigte auf ein Paar Pistolen, die neben seinem Schreibtische hingen.

»Ulrich!« rief entsetzt die Frau.

»Pah, meine Liebe, was willst Du? In Deinen Augen bin ich zwar ein Ehrloser. Aber die Welt soll mich nicht so heißen. Adieu!«

Die Dame verließ bebend das Cabinet des Gatten.

In ihre Gesellschaftssäle konnte sie nicht sofort zurückkehren; sie machte Umwege durch Korridors, in denen es kühl war. Als sie dann in dem Spiegel eines Vorzimmers sich gemustert und gefunden hatte, daß ihr

Aussehen wieder salonfähig sei, begab sie sich zu ihren Gästen.

Unter diesen hatte während ihrer Abwesenheit sich etwas ereignet. Es zeigte sich ihr schon, als sie aus dem Vorzimmer in einen kleinen Salon trat, in dessen Einsamkeit Müde, oder die gern plaudern wollten, vor dem Geräusche der größeren Säle sich zurückzuziehen pflegten. Es standen in den Winkeln einzelne Gruppen, die sich lebhaft aber leise unterhielten, bei dem plötzlichen Erscheinen der Hausherrin plötzlich verstummten. Aus den größeren Sälen kam der Dame gar kein Geräusch entgegen.

»Was ist geschehen?« mußte die bebende Frau sich auch hier fragen.

Sie war im Begriff, in den nächsten größeren Saal einzutreten.

Der unheimliche Geheimrath kam ihr entgegen; er mußte sie gesehen haben; er hatte vielleicht auf ihre Rückkehr gewartet.

»Was war hier?« fragten ihn ihre angstvollen Augen.

»Darf ich um Ihren Arm bitten, gnädige Frau?«

Sie legte den Arm in den seinigen. Er führte sie in das leere Vorzimmer zurück.

»Was hier war, gnädige Frau?« begann er hier. »Stahl und Stein sind auf einander geplatzt; es wird wohl Feuer geben.«

»Der Herr von Teufen?« rief die Dame.

»Er ist der Eine!«

»Und der Graf Mogialski?«

»Hm, ja, dieser Herr ist der Andere.«

»Und was ist vorgefallen?«

»Der Herr von Teufen hat den anderen Herrn auf Pistolen gefordert. Drei Schritte Barrière, wenn ich recht verstand, und wenn —«

»Mein Kind! Wo ist Helene?«

»Im Saale!«

»Und die beiden Herren?«

»Noch leben sie, gnädige Frau. Erst morgen werden sie sich schlagen, freilich ganz in der Frühe, beim ersten Grauen des Morgens. Es wird ein interessantes Schauspiel werden. Unmittelbar vom Ball in den Tod, in elegantester Ballkleidung. Vorausgesetzt freilich —«

»Vorausgesetzt —!« wiederholte er nur mit zufriedener Miene für sich.

Die Präsidentin war eine Dame, der Angst und Schreck ihre Geistesgegenwart nicht zu rauben vermochten. Sie begab sich in den Tanzsaal. In dem Augenblick, da sie in die stille, drückende Schwüle des Saales trat, gab sie einem Diener den Befehl, die Musik spielen zu lassen.

»Einen Galopp!« setzte sie hinzu. Die Musik spielte; in dem Saale wurde es rege. Die heimlich flüsternden Gruppen lösten sich auf. Die jüngeren Herren eilten hin und her, Damen zu dem Galopp aufzufordern, die schon vorhin aufgefordert in die Tanzreihe zu führen.

Die Präsidentin suchte ihre Tochter auf. Sie fand sie in dem Tanzsaale nicht; es war ihr lieb.

Auf den ersten Ton der Musik waren die beiden Gegner, der Graf Mogialski und der Herr von Teufen, erschienen. Der Graf, um mit einer der vornehmsten und elegantesten jungen Damen an dem Tanze Theil zu nehmen, der Herr von Teufen anscheinend, um zu beobachten, was sich begeben werde; vielleicht auch nur, um sich zu zeigen.

Sein Abenteuer mit dem polnischen Grafen war bemerkt, war bekannt geworden; es konnte ihm nicht entgangen sein, daß es mit seinen weiteren Folgen den Gegenstand der heimlichen Unterhaltungen der Gesellschaft, der mannigfachsten Combinationen bilde; da sollte man wissen, wie gleichgültig ihm das Alles sei, auch sein Leben, das in wenigen Stunden auf der Mündung eines Pistols stehe; er war eisig kalt und ruhig. Für den Gegner hatte er keinen Blick.

Das Benehmen des Grafen Mogialski war doch ein etwas anderes. Auch er hatte sich wohl zeigen wollen; aber er konnte seine Absicht dabei nicht verbergen; man sollte den Helden des Abends in ihm bewundern; er war unstät; seine Bewegungen waren hastig; seine Blicke flogen umher, sollten sicher und ruhig sein, verriethen die innere Aufregung und Unsicherheit.

Welchen Eindruck mußte das eine, das andere Benehmen auf Helene machen!

In einem Nebenzimmer fand die Präsidentin ihre Tochter an der Seite des Generals von Waldern.

Helene war blaß, angegriffen, hatte Thränen in den Augen; der alte General war bemüht, sie aufzurichten.

Das Herz der Mutter wollte aufjauchzen. Sie mußte den Anblick länger genießen. Das Paar hatte ihr Erscheinen nicht wahrgenommen. Sie blieb in der halbgeöffneten Thüre stehen, zu betrachten, zu lauschen. Worte vernahm sie nicht; aber mit welcher liebevollen Zärtlichkeit begleitete der tapferste Soldat seines Königs und vielleicht der reichste Mann seines Landes das, was er aufrichtend zu dem Kinde sprach, und wie treu und innig und glaubend und vertrauend hingen die Augen Helenens an den Lippen des — Greises!

»Aber ist er nicht noch ein stattlicher Mann?« sagte sich die Präsidentin, zufrieden, daß sie ein Ja! sich zurufen konnte.

Dann zog sich doch wohl ein Schmerz durch die Brust der Frau über das frische, jugendliche Kind an der Seite des siebenzigjährigen Greises.

Sie trat unbemerkt zurück. Sie suchte den Baron Teufen auf. Er stand einsam an einem Fenster. Er sah sie sich ihm nahen. Er blieb ruhig.

Sie war bei ihm; ihr schönes Gesicht hatte den Ausdruck des tiefsten Schmerzes.

»Mein lieber Teufen, wie konnten Sie das thun?«

»Darf ich um die Erklärung Ihrer Worte bitten, gnädige

Frau?«

Er sprach so eisig kalt, wie sein Aussehen war.

Sie hatte um so mehr Schmerz und Angst.

»Wie konnten Sie mich und meine arme Helene so unglücklich machen?«

»Ich Sie, meine gnädige Frau?«

Er hatte schon einmal in ganz ähnlicher Weise sie gefragt; sie hatte damals ihre Geistesgegenwart nicht verloren; sie bewahrte sie auch jetzt.

»Sie haben den Grafen Mogialski gefordert —«

»Das macht Sie unglücklich?«

»Um Ihretwillen, mein junger Freund. Sie wissen, wie hoch ich Sie schätze —«

»Ich fühle mich hochgeehrt dadurch!«

»Und wie Helene — bei Gott, sehen Sie mich nicht so kalt, so fremd an. Glauben Sie mir, glauben Sie der unglücklichen Mutter, Helenens Herz wird brechen.«

Sie sprach mit Tönen des tiefsten, aufrichtigsten Schmerzes.

Er wurde unruhig; aber er war der Mann des trotzigen und tückischen Ingrimmes, wie man von ihm sagte. Der Ingrimme verbannte die Unruhe.

»Gnädige Frau,« sagte er, »Comteß Helene soll Genugthuung erhalten; ich werde mir alle Mühe geben, den Grafen Mogialski zu erschießen.«

Er verbeugte sich tief vor der Dame.

Sie verließ ihn; sie hätte mit den Zähnen knirschen

mögen. Sie hatte ihrem Gatten den Herrn von Teufen als ihren letzten Versuch genannt.

Es war ihr erster gewesen und er war gescheitert, gescheitert für immer; sie konnte es sich nicht verhehlen.

Es flammte in ihren Augen. Ihre Rache machte Pläne.

Dann suchte sie zunächst ihre Tochter wieder auf. Sie mußte die Einzelheiten dessen wissen, was zwischen den beiden Gegnern sich zugetragen hatte; sie mußte ferner wissen, in welcher Weise der General Helene getröstet, aufgerichtet habe. Danach mußte sie ihre weiteren Pläne einrichten; dann erst für diese den Grafen Mogialski aufsuchen.

Helene war nicht mehr da; aber auch der General nicht. Sie suchte Beide vergebens, in sämtlichen Sälen. Von einem Bedienten erfuhr sie zuletzt, daß der General ihm befohlen habe, die Frau Erhardt in ein Vorzimmer zu rufen, daß er darauf selbst Helene in das Vorzimmer geführt und der Kammerfrau übergeben habe, und nicht zurückgekehrt sei.

Es war ein Triumph für die Dame; aber wie viel fehlte noch daran, daß es ein ganzer war, für die Rachepläne der Frau, auch wohl für das Herz der Mutter!

Sie mußte weiter suchen, den Grafen Mogialski, der den Baron Teufen erschießen sollte. Auf nähere Auskunft über das Vorgefallene mußte sie verzichten. Die Zeit drängte. Die dritte Morgenstunde war nahe, vielleicht schon angebrochen. Ein Morgengrauen drängte noch

nicht in die erleuchteten Säle, konnte aber draußen in dem Dunkel schon beobachtet werden.

Die Präsidentin sah sich um in den hellen Sälen. Der Graf Mogialski war nicht mehr da; auch der Baron Teufen fehlte; mit Beiden waren andere jüngere Herren verschwunden, Officiere, die als Secundanten, Zeugen, Ehrenrichter bei Ehrenhändeln ihre Dienste leisten konnten. Alle mußten still und ohne das geringste Aufsehen die Säle verlassen haben. Es wurde getanzt, geplaudert, gescherzt.

Still wollte sich auch der unheimliche Geheimrath davon machen. Die Präsidentin sah ihm nach. Auch er? Sie wollte sich darüber verwundern. Er hatte so geheimnißvoll das Wort: vorausgesetzt! ausgesprochen.

Sie eilte ihm nach. Er hatte den Saal schon verlassen; auch in den Vorzimmern war er nicht mehr. Sie kehrte nicht in den Saal zurück. Eine peinliche, angstvolle Unruhe trieb sie weiter. Die schwüle Luft, das heimliche Flüstern, das laute Leben der Gesellschaft hätte sie erdrücken müssen, und sie mußte Auskunft von ihrer Tochter haben, wenn auch nur, um auf einen Moment von der quälenden Angst ihres Inneren befreit zu werden.

Sie suchte das Zimmer Helenens auf.

Die Frau Erhardt trat ihr daraus entgegen.

Die Comteß leide unter den heftigsten Kopfschmerzen. Die Kammerfrau bat um des Himmels willen, die Arme der Ruhe zu überlassen.

Die Dame ging in ihr Boudoir, den reizenden kleinen Gartensalon, aus dem man unmittelbar in das Dunkel der Bäume, in die Frische der Nacht, in den Duft der Blüten trat.

Es war am Abend, vor wenigen Stunden, so schön hier gewesen. Sie hatte in ihrer blendenden Schönheit hier gestanden, auf der Schwelle zwischen der Halle des Gemaches und dem Dunkel der Bäume; um sie her hatte überall die tiefe Stille geherrscht; durch die Stille hatte ihr Herz sehnsüchtig geklopft, hatte ihr Ohr und ihr Auge ahnend das Dunkel durchdringen wollen, und ein leiser, rascher Schritt hatte sich genaht; der schöne junge Mann hatte sie angestaunt wie ein Bild der Göttin der Schönheit, hatte in ihren Armen gelegen —

Ah, war das Alles nur ein Traum gewesen?

Ein sündhafter, aber ein glücklicher? Der letzte glückliche ihres Lebens?

Ein Frost durchzog ihre Glieder, ein Krampf drohte ihr das Herz zuzuschnüren.

Sie stand wieder auf der Thürschwelle.

In dem Gemach brannten noch die Lampen, Tageshelle verbreitend. Unter den Bäumen herrschte noch das tiefste Dunkel; aber über ihren Kronen lagerte kein Nachthimmel mehr; die Sterne waren erblichen, und ein kalter Wind, der durch die Zweige strich, bestätigte, daß der Morgen erwacht war.

Ein Frost schüttelte die Dame auf der Schwelle der

Thür.

Sie wollte sich in das schützende Gemach zurückziehen. Sie vermochte es nicht.

»Jetzt!« rief es in ihr, »der Tag ist da! Die Schüsse müssen jeden Augenblick fallen! Der tödtende!«

»Jetzt!« wiederholten noch einmal die bebenden Lippen.

Da wurde unter den Bäumen ein nahender Schritt laut, leicht, rasch, wie am gestrigen Abend.

Sie stand, wie am Abend, auf der Schwelle zwischen dem tiefen Dunkel und der blendenden Helle.

Aber auch wie ein blendendes Bild der Schönheit?

Ihr ganzer Körper zitterte; ihr Gesicht war kreideweiß; die Züge darin wollten sich verzerren.

Der Graf Adalbert Mogialski trat aus dem Dunkel hervor, eiligen, flüchtigen Schrittes.

Auch er war so weiß; auch seine Gesichtszüge waren verzerrt.

»Adalbert, Du lebst?«

Keine Sehnsucht sprach die Worte; eine unnennbare Angst stieß sie hervor.

»Wie Du siehst,« war die Antwort der dringenden Eile, der kalten Wuth.!

»Und Teufen?«

»Sprechen wir von Anderem!«

Der Ton seiner Stimme wurde zugleich ein streng befehlender.

Die Präsidentin wich angstvoll, entsetzt in das Gemach zurück.

Er folgte ihr mit wilddrohender Miene.

»Was willst Du von mir?« mußte sie aufschreien.

»Geld.«

»Elender!«

»Geld!« wiederholte er ruhig, aber mit einer Ruhe, die mit Entsetzen erfüllen mußte. »Ich muß fort von hier. Ich bedarf Reisegeld! Viel! Du wirst mir Alles geben, was Du hast!«

Er sprach es befehlend, wie der Herr zu seiner Sclavin.

Sie hatte sich gefaßt; sie hatte es auch in diesem schrecklichen Momente vermocht.

»Mein Herr!« sagte sie, »Sie bekommen von mir nichts, gar nichts!«

Und er erwiderte ihr frech: »Erhalte ich kein Geld von Ihnen, so weiß morgen die Welt, was die Gräfin Randow, die Gattin des hochgestellten Präsidenten, der gerade morgen Minister werden soll, was diese Dame mir war!«

»Mein Herr,« sagte die Dame, »ich rufe die Diener!«

»Madame, Sie haben wohl nicht überlegt, was Sie da sprachen. Ihre Diener würden noch in der heutigen Nacht — aber der Morgen ist ja schon da. Also, Ihre Diener würden mit dem anbrechenden Tage erfahren, welch' ein verworfenes Geschöpf ihre Herrin ist.«

Sie wollte das Zimmer verlassen.

»Sie bleiben!« befahl er.

Sie schritt ruhig der Thür zu, die sie in das Innere des Hauses führte. Er stürzte auf sie zu, machte Miene, sie gewaltsam zu halten.

»Sie bleiben, wenn Ihr Leben Ihnen lieb ist.«

Die Dame hatte — man mußte es ihr lassen — Muth neben ihrer Gegenwart des Geistes.

»Räuber!« rief, schrie sie laut, daß es in dem Hause, in dem Garten widerhallte.

»Elendes Weib, Du wirst mich wiedersehen!« rief der Graf Adalbert Mogialski, rasend, mit den Zähnen knirschend.

Aber er entfloh, durch die Gartenthür, durch die er eingetreten war.

Der Hülfesruf der Präsidentin war im Hause gehört.

Als man in das Gemach drang, fand man sie ohnmächtig am Boden liegen. Als man sie wieder zum Bewußtsein gebracht hatte, sprach sie verworrene Dinge über einen Raubanfall.

* * *

Was sich während der Abwesenheit der Präsidentin in ihren Gesellschaftssälen und als dessen Fortsetzung beim Morgenrauen draußen zugetragen hatte, war Folgendes.

Der Herr von Teufen ging zu einem der in den Sälen anwesenden Officiere.

»Sind hier Waffen zu haben, lieber Stangen?«

»Wozu mein Freund?«

»Zu einem Duell!«

»Pistolen?«

»Pistolen.«

»Gewiß! Ich bin versehen; mehrere meiner Kameraden sind es.«

»Erweist Du mir einen Freundschaftsdienst?«

»Bedarf es der Frage?«

»Noch in dieser Nacht?«

»Auf der Stelle.«

»So fordere für mich den Grafen Mogialski, auf drei Schritt Barrière. Er hat zwar Zeit und Ort zu bestimmen; aber ich habe morgen eine weite Reise anzutreten; sage ihm, ich erwarte von seinem Muth, daß er meiner Bitte nachgeben werde, uns noch vor Aufgang der Sonne zu treffen. Die Bestimmung des Ortes überlasse ich ihm.«

Der Herr von Stangen ging zu dem Grafen Mogialski.

»Herr Graf, ich komme im Auftrage des Barons Teufen zu Ihnen.«

»Ich hatte einen Auftrag von ihm, wie Sie mir ihn bringen wollen, erwartet.«

»Er fordert Sie auf drei Schritt Barrière.«

»Ich nehme die Forderung an.«

»Sie haben die Zeit zu bestimmen; indeß —«

»Ich überlasse die Bestimmung dem Herrn von Teufen.«

»Der Herr von Teufen bittet Sie um die Stunde vor

Sonnenaufgang.«

»Zum ersten Morgengrauen, wenn es dem Herrn von Teufen gefällig ist.«

»Wir nehmen an. Den Ort wollen Sie bestimmen!«

»Ah, ich hatte schon darüber nachgedacht. Zehn Minuten von hier liegt, vom Walde umgeben, ein reizender einsamer Kirchhof. Kennen Sie ihn?«

»Ich kenne ihn; er wird angenommen. Ihr Secundant und Ihre Zeugen, Herr Graf?«

»Ein Secundant und ein Zeuge werden genügen!«

»Auch für uns!«

»Ich werde den Grafen Liebermann und den Herrn Schindler bitten, und wenn sie meine Bitte nicht abschlagen, die beiden Herren zu Ihnen senden.«

»Ich erwarte die Herren.«

Der Graf Mogialski begab sich zu den beiden Herren, die er genannt hatte; sie waren in der Gesellschaft.

Sie waren bereit, begaben sich mit dem Herrn von Stangen in ein leeres Nebenzimmer.

Ein Baron Weinfelder gesellte sich als Zeuge des Herrn von Teufen zu ihnen.

Die vier Herren vereinigten sich bald über das Nähere, das noch festzustellen war, verließen dann sofort das Haus, um die Waffen zu besorgen, einen Arzt herbeizuholen.

Das Alles war so ruhig, so still, ohne jegliche Ostentation verhandelt, daß vielleicht keine drei Personen

unter allen nicht beteiligten Anwesenden eine Ahnung davon hatten, was geschehen war, was ferner geschehen sollte.

Einem in der Gesellschaft war nichts entgangen. Es war der unheimliche Geheimrath.

Baron Huber hieß er. Er war Diplomat, er hatte früher vielen Gesandtschaften in vielen Staaten, großen und kleinen, angehört und vor einigen Jahren als Geheimrath mit dem Prädicate Excellenz seinen Abschied genommen, bald hier, bald dort seinen Aufenthalt nehmend. Die heimlichen Krummwege der Diplomatie hatten sein Wesen zu einer gewissen Unheimlichkeit ausgeprägt; er war aber ein ehrenhafter Charakter geblieben. Freilich mußte er sich für frühere amtliche Verschwiegenheit jetzt durch manche Ausplaudereien entschädigen; doch konnte er auch schweigen, wo es ihm geboten schien. Wir hatten schon einen Beweis davon.

Die Waffen waren herbeigeschafft; ein Arzt war gefunden.

Graue Streifen verkündeten den baldigen Anbruch des Tages.

Die beiden Secundanten begaben sich durch verschiedene Eingänge in die Gesellschaftssäle der Gräfin Randow. Jeder von ihnen hatte seinem Duellanten nur einen halben Blick zugeworfen, um sich dann wieder zu entfernen. Die Duellanten verließen jeder ihre Umgebung, als wenn sie ein anderes Zimmer aufsuchen

wollten, vereinigten sich draußen mit ihren Secundanten, setzten mit diesen den Weg zu dem Kampfplatze fort.

Der Geheimrath von Huber, der die Einleitungen geahnt, dann entdeckt hatte, mußte auch Zeuge des Ausganges sein. Er folgte den Duellanten und Secundanten, ohne daß sie von ihm wußten.

Zehn Minuten von dem Landhause der Gräfin Randow lag, von Wald umgeben, ein kleiner Kirchhof. Er lag still und einsam da, mit seinen grünen Grabhügeln, den schwarzen Kreuzen darauf. Er war der Kirchhof des Bauerndorfes, in dessen Nähe der elegante, von der vornehmsten Welt, namentlich der benachbarten Residenz, besuchte Badeort sich befand.

Die Zeugen und der Arzt hatten zuerst sich auf ihm eingefunden. In die Umgebung des dichten Waldes hatte der erste Schein der Morgendämmerung noch keine Helle senden können. Man mußte in der Dunkelheit nach einem geeigneten Platz zur Aufstellung der Kämpfenden umher suchen. In einem Winkel wurde er gefunden. Es waren dort keine Gräber; eine Trauerweide senkte ihre tiefen Zweige nieder.

»Der Begräbnißplatz für die Selbstmörder!« bemerkte einer der Herren.

»Pah!« erwiderten die Anderen.

Die Messuren wurden abgemessen, mit Zweigen von der Trauerweide bezeichnet.

Der Arzt breitete sein Verbandzeug an dem Stamme

der Weide aus.

Die Duellanten erschienen mit den Secundanten.

Das Dunkel war zu einem Halbdunkel geworden.

Zuerst war der Graf Mogialski da.

Er blickte umher.

»Nicht wahr, meine Herren, es ist reizend hier?«

»Die Todten ruhen hier sanft!« erwiderte einer der Herren.

»Die Seligen!« setzte er hinzu.

»Er ist ein ausgezeichneter Schütze!« flüsterte einer der Herren dem anderen zu. »Ich sah ihn auf dem Schießplatze.«

»Auf dem Kampfplatze,« wurde ihm entgegnet, »kommt es auf etwas Anderes an.«

»Wie mag der Baron Teufen schießen?« wurde gefragt.

Die Herren wußten es nicht.

Der Herr von Teufen hatte sich zur Seite gestellt. Er war mit seiner gewöhnlichen Ruhe erschienen. So blieb er.

Die Secundanten und Zeugen mußten gegenseitig ihre Waffen vorzeigen, diese laden.

»Auf die Mensur, meine Herren!« wurde dann commandirt.

Jeder der beiden Duellanten trat auf die Mensur, empfing von seinem Secundanten seine Waffe.

Das Halbdunkel war der klaren Helle des ersten Scheines der Sonnenscheibe gewichen.

Zeugen und Secundanten sahen noch einmal prüfend nach, ob Licht und Schatten richtig vertheilt, ob sonst Alles in Ordnung sei.

Zum Schießen sollte dann commandirt werden.

Da erschien zwischen den Gräbern und Kreuzen die starkknochige Gestalt, das breite Gesicht des unheimlichen Geheimraths von Huber, nichts weniger als eine diplomatische Erscheinung.

Er war schon wohl seit einigen Minuten in der Nähe gewesen, um in einem Sensationsmomente aufzutreten.

»Gemach, meine Herren!« rief er, als man seiner ansichtig wurde.

Man mußte doch mit dem Beginn des Kampfes warten, bis er da war. Es war möglich, gar wahrscheinlich, daß er Nachrichten, Mittheilungen hatte, die für das Weitere entscheidend waren.

Er erreichte den Kampfplatz. Er wandte sich zu dem Baron Teufen.

»Herr von Teufen, ich muß Sie bitten, von dem Duell abzustehen.«

Die sämtlichen Herren sahen ihn an wie Jemanden, dem plötzlich durch irgend eine nicht wahrgenommene Veranlassung der Verstand geraubt ist.

Er fuhr jedoch mit einem Ernst und einer Bestimmtheit fort, die der unheimliche Mann früher wohl nie an den Tag gelegt hatte:

»Herr von Teufen, ich wiederhole meine Bitte!«

Der Herr von Teufen war nur scheinbar der ruhige Mann. In seinen Augen lauerte schon die Flamme des Zornes, der Ungeduld.

»Mein Herr,« sagte er, seine Leidenschaft noch unterdrückend, »ich bitte Sie, sich nicht in meine Angelegenheiten zu mischen.«

»Es handelt sich nicht um Ihre Angelegenheit allein, mein junger Herr!« war die Erwiderung des älteren Herrn.

»Um die Ihrige doch nicht etwa!« brach die Ungeduld des jungen Herrn los.

»Unzweifelhaft, mein lieber Baron!«

Man wollte doch glauben, mit dem Verstande der unheimlichen Excellenz habe es seine volle Richtigkeit nicht mehr.

Die beiden Secundanten, als die nächsten Hüter des Gesetzes und der Ordnung des Duells, glaubten einschreiten zu müssen.

Der Graf Mogialski hatte leise mit dem seinigen gesprochen; dieser hatte drei leise Worte mit dem Gegensecundanten gewechselt. Beide traten zu dem Geheimrath.

»Excellenz,« sagte der Eine, »wir bitten Sie dringend, uns hier nicht ferner zu stören!«

»Sie sind Edelmann!« setzte der Andere hinzu.

Das letztere Wort griff die Excellenz auf.

»Ja, meine Herren! Eben weil ich das bin, habe ich ein

Recht, eine Pflicht, hier zu sprechen.«

Man stutzte doch. Der Graf Mogialski hatte sich leicht verärbt. In den Augen des Baron Teufen blitzte etwas wie eine unbestimmte Ahnung auf.

Der Geheimrath fuhr fort: »Der Edelmann hält an Ehre, und ein Mann von Ehre hat nichts mit einem Ehrlosen gemein.«

Der Graf Mogialski war leichenblaß geworden.

Er sprang vor. Seine Waffe trug er schon in der Hand, er hielt ihre Mündung dem Geheimrath entgegen.

»Mein Herr, sollen Ihre Worte mir gelten?«

Er zitterte vor Wuth.

Die beiden Secundanten traten ihm entgegen.

»Herr Graf, was zunächst hier zu thun ist, haben wir Beide auszumachen, wir Beide allein.«

»Es handelt sich um meine Ehre!« rief der wüthende Pole.

»Allerdings —«

»Und meine Ehre vertheidige ich!«

»Als ein Ehrenmann! Und darum vorab geben Sie Ihre Waffe zurück.«

Sein eigener Secundant stellte die Forderung an ihn. Der Secundant des Herrn v. Teufen trat zu diesem.

»Ich bitte um Ihre Waffe; die Lage der Duellanten muß eine gleiche sein!«

Der Herr v. Teufen gab seine Waffe ab.

Der Graf von Mogialski that jetzt schweigend das

Gleiche.

Die Secundanten wandten sich an den Geheimrath: »Sie sind uns Allen eine Erklärung Ihrer Worte schuldig!«

»Sie wird eine einfache sein, meine Herren,« erwiderte der unheimliche Mann. »Dieser Herr, der sich Graf Mogialski nennt, ist ein mehrfach bestrafter Betrüger und Fälscher. Seinen wahren Namen kenne ich nicht. Der Beweis meiner Behauptung ist jedoch auf der Stelle zu führen. Der Herr wurde in Rußland bestraft; sein Rücken wird noch die Spuren der Knute zeigen; er wurde in Frankreich bestraft; seine Schulter zeigt noch den Stempel der *travaux forcés*.«

Die Anwesenden hatten fast athemlos dem Geheimrath zugehört; ihre Blicke waren nur auf seine Lippen gerichtet. Als er endete und sie nach dem entlarvten Grafen Mogialski sich umschaun wollten, war der Betrüger und Fälscher nicht mehr da.

Man sah ihn noch unter den Bäumen des Waldes, zwei Secunden lang; dann war und blieb er verschwunden.

»Und,« sagte der unheimliche Geheimrath, »verfolgen wir ihn nicht, meine Herren, und vermeiden wir jedes Gespräch über das Vorgefallene! Wer Pech angreift, besudelt sich. Also geschwiegen um unserer Ehre, um der Ehre der Gesellschaft willen, die den Burschen aufgenommen hatte!«

* * *

Die Präsidentin hatte Verworrenes von einem Raubanfall gesprochen, als sie aus ihrer Ohnmacht erwachte. Sie wollte auch später nichts Näheres, nichts Bestimmtes angeben können. Sie erschien und war auch vielleicht so schwach, daß sie keinen Menschen mehr zu sprechen vermochte; die Kammerfrau mußte sie in ihr Schlafgemach führen. Dort ertheilte sie der Frau den Befehl, sich zu erkundigen, ob etwas während ihrer Abwesenheit in der Gesellschaft vorgefallen sei.

Die Frau hatte nur wenig erfahren.

Als aus den Sälen die Officiere nach einander verschwunden waren, dann der Graf Mogialski, darauf der Baron Teufen und zuletzt der unheimliche Geheimrath, war die Gesellschaft immer aufmerksamer und flüsternder geworden. Von einem Streit und einem wahrscheinlichen Duell zwischen dem Grafen und dem Baron war schon vorher die Rede gewesen; man sprach jetzt mit Gewißheit davon. Zuletzt herrschte überall die unheimliche Stille der Erwartung, der Furcht vor einer Schreckensbotschaft. Manche wollten auf ihr Eintreffen nicht warten, verließen heimlich die Säle, das Haus; der Morgen wurde ja auch schon hell. Und wie er heller geworden war, traf die Botschaft ein, indeß um mehr als die Hälfte verstümmelt. Ein Duell habe stattfinden sollen, sei aber im letzten Augenblicke durch den Geheimrath

von Huber verhindert worden, der die Polizei herbeigeholt habe. Ob dies auf irgend einer Angabe eines der Beteiligten beruhte, oder lediglich Combination der Gesellschaft war, konnte nicht ermittelt werden. Wahrscheinlich hatte der unheimliche Herr etwas Aehnliches verlauten lassen. Er war in das Landhaus zurückgekehrt.

Die Gesellschaft hatte sich darauf nach allen Seiten zerstreut. Die Säle waren leer. Die Bedienten räumten auf; löschten die Lichter.

Der General Waldern hatte sie früher verlassen, wie wir wissen. Er hatte Helene Randow hinausbegleitet.

Er hatte das Kind voll Angst vor Unglück gefunden. Die heimliche Unruhe, die so vielfach zu herrschen begann, hatte ihr nicht entgehen können; manche Seitenblicke waren dabei auf sie gefallen. Ein Duell zwischen dem Grafen und dem Baron, um ihretwillen! Eine tödtliche Angst wollte sie überfallen. Beide Herren hatten ihr eine ungewöhnliche Aufmerksamkeit bewiesen, unter Bewilligung ihrer Mutter. Beide waren die angesehensten, die liebenswürdigsten jungen Männer.

Ihre Aufmerksamkeit schmeichelte dem Kinde, fand Dankbarkeit in ihrem treuen, braven Herzen. Sie fühlte zu Beiden sich hingezogen. Die Beiden waren jetzt Feinde, durch sie, standen sich vielleicht in tödtlicher Absicht, mit tödtlichen Waffen gegenüber, um sie. Da war der General zu ihr gekommen.

Er war ein alter Freund des Hauses. Er war befreundet gewesen mit dem Vater der Präsidentin, einem alten braven Officier. Entfernte Garnisonen hatten die Beiden getrennt; zuletzt der Tod des alten Obersten. In der Residenz hatte später der General die Tochter als Gattin des Grafen Randow wiedergefunden.

Der Graf Randow war durch seine Geburt, seine Talente, seine Kenntnisse zu einer glänzenden Carrière bestimmt. Sein Leichtsinn, seine Spielsucht, sein Schuldenmachen hatten ihm vielfach im Wege gestanden; er machte sie dennoch. Er machte sie in Folge von etwas Anderem. Von dem Leichtsinn des Gatten kann die Gattin selten unberührt bleiben; sie wird unglücklich, oder mit ihm leichtsinnig.

Die Gräfin Randow wurde das letztere. Sie war es schon, als ihr Gatte in der Provinz angestellt war. Als er in die Residenz versetzt wurde, fand sie ein weiteres Feld, vermochte sie aber auch mehr ihren Lebenswandel vor den Augen der Welt zu verbergen. In der Residenz traf der General sie wieder. Der brave Soldat durchschaute sie bald, mußte sich zugleich überzeugen, daß sie nicht zu bessern, nicht zu retten war. Da wurde ihm ein Anderes zur Pflicht. Helene, das einzige Kind der Präsidentin, stand damals in ihrem zwölften Jahre; sie war ein schönes, ein braves Kind; sie sollte nicht werden wie ihre Mutter. Das Kind fesselte den alten General an das Randow'sche Haus; er behütete sie; sie wurde sein

Liebling; er wurde ihr Vertrauter.

Der leichtsinnige Vater, die sündhafte Mutter bauten ihre schlechten Pläne auf das Verhältniß zwischen der Tochter und dem Greise. Die Mutter freilich mit einem weiblichen Widerstreben in dem Mutterherzen. Aber hatte dieses Weib denn nicht die edle Weiblichkeit längst verloren?

Der General hatte Helene voll Angst vor Unglück in den Sälen gefunden, in denen fast überall bange, wenigstens gespannte Erwartung herrschte.

»So allein, meine liebe Helene?«

»O, lieber General, wie freue ich mich, Sie zu sehen!«

»Du bist gedrückt! Kann ich Dich aufrichten?«

»Wenn Einer es kann, so sind Sie es! Nur Sie!«

»Und was fehlt Dir?«

»Haben Sie beachtet, was hier geschehen ist?«

»Ich sah Manches, was mir nicht gefiel!«

»Auch an mir? Von mir?«

Helene wurde blaß und roth bei der Frage.

»Nein, meine liebe Helene, Du trägst keine Schuld.«

»Schuld! Ah, was wird denn werden?«

»Erwarten wir es ruhig.«

»Ein Duell?«

»Helene,« sagte der General, »beantworte mir offen ein paar Fragen.«

»Bin ich nicht immer offen gegen Sie?«

»Ja, mein Kind. Sei es auch jetzt! Würde es Dich

unglücklich machen, wenn der Graf Mogialski erschossen würde?«

»Um meinetwillen?« rief das Kind entsetzt.

»Nimm an, um einer Dir völlig fremden Angelegenheit willen!«

»Wie sollte auch da sein Tod mich nicht unglücklich machen?«

Ein leiser Zug, nicht des Unmuths, aber des Schmerzes zog durch das Gesicht des Generals.

Nach dem Grafen Mogialski fragte er nicht weiter. Aber —

»Wenn aber der Baron Teufen erschossen würde? Gleichfalls um eine Dir völlig fremde Angelegenheit?«

»Es würde mich nicht minder betrüben.«

Das Gesicht des Generals zeigte keinen Schmerz mehr.

»Meine liebe Helene,« sagte er, »beruhige Dich. Ich habe dringenden Grund zu der Annahme, daß weder dem einen noch dem andern der jungen Herren ein Leid zugefügt werden wird.«

»Wir werden Sie hier wiedersehen?« fragte rasch und lebhaft das Kind.

Etwas wie Unruhe konnte der alte General doch nicht verbergen.

»Du bist ermüdet, mein Kind,« sagte er. »Heute Nacht oder in der Frühe des angebrochenen Morgens wird sich hier nichts mehr ereignen. Willst Du nicht Dein Zimmer aufsuchen?«

»Wo ist meine Mutter?« mußte Helene fragen.

Die Abwesenheit der Mutter war ihr erst jetzt aufgefallen.

»Vielleicht bei Deinem Vater. Er kam vor einiger Zeit zu Hause.«

Das Kind stutzte. Die Mutter hatte um des Vaters willen wohl noch nie die Gesellschaft verlassen.

»Was ist denn geschehen?« fragte sie. »Es ist hier Alles so sonderbar.«

»Ein Gebäude, das auf keinem festen Grunde sieht, muß endlich zusammenbrechen,« wollte der General wohl antworten. Dem schuldlosen Kinde gegenüber schwieg er.

»Auch Sie, lieber General, sind so ganz anders!«

Da mußte er doch sprechen.

»Meine liebe Helene, was hier geschehen ist und ferner geschehen wird, ich kann es Dir nicht sagen. Es wäre besser für Dich, Du erführest es nie. Aber was auch kommen mag, was Du erfahren magst, hast Du Vertrauen zu mir?«

Das Kind war auf den Tod erschrocken.

»Hast Du Vertrauen zu mir,« fuhr der General fort, »daß ich nur Dein Bestes, Dein Glück will?«

»Gewiß, gewiß!« rief Helene. »Wie könnte ich daran je zweifeln?«

»So verzage nicht, was auch geschehen mag. Und noch Eins, wenn Du Deine Mutter unglücklich siehst, theile ihr

die Worte mit, die ich zu Dir sprach. Es wird ihr das Herz erleichtern.«

»Edler Mann!« seufzte das Kind, die Hand des Greises drückend.

Er winkte einen Diener zu sich.

»Frau Erhardt soll die Comtesse im Vorzimmer erwarten.«

Der Diener ging.

Der General führte nach einer Minute die Comtesse in das Vorzimmer, übergab sie der erwartenden Kammerfrau.

Zum Abschiede küßte er das schöne blasse Kind auf die Stirn. Sie drückte ihm noch einmal die Hand.

»Edler Mann!« hatte sie zu ihm gesagt. Das letzte Ziel seiner Absichten hatte sie nicht ahnen können. Aber war es denn ein verwerfliches? Nur ein egoistisches?

Die Frau Erhardt führte die junge Gräfin in ihr Schlafgemach, war ihr beim Auskleiden behülflich, kehrte zu der Präsidentin zurück, um dieser mitzutheilen, was sie wußte.

In einem Korridor begegnete ihr der Geheimrath von Huber.

Er gehörte zu den näheren Bekannten des Hauses.

»Die gnädige Frau noch aus, Frau Erhardt?«

»Ich weiß es nicht, Excellenz.«

»Sehen Sie nach, Frau Erhardt, und wenn die Gnädigste mich noch empfangen kann, so sagen Sie ihr,

ich hätte ihr wichtige Geheimnisse mitzutheilen.«

Der unheimliche Mann hatte das Aussehen eines wichtigen und unheimlichen Geheimnisses.

»Ich werde es der gnädigen Frau berichten,« sagte die Frau.

»Und ich werde hier warten.«

Die Frau ging zu der Präsidentin, berichtete die Worte des Herrn von Huber.

Die Augen der Dame leuchteten. Von dem unheimlichen Manne durfte sie Aufklärung erhalten. Gefaßt war sie schon wieder vollständig.

Er wurde sofort vorgelassen.

Ihrer Frage kam er schon zuvor.

»Gnädigste Frau,« hob er an, »zunächst habe ich die dringende Bitte, daß Sie die Gnade haben wollen, mir zu verzeihen.«

»Was hätte ich Ihnen zu verzeihen, Excellenz?«

»Sie fragten mich nach dem Grafen Mogialski!«

»Und Sie antworteten mir, daß Sie ihn noch niemals gesehen hätten.«

»Es war eine diplomatische Antwort, meine gnädige Frau!«

»Darf ich um eine Erklärung bitten?«

»Die gnädige Frau fragte mich, ob ich den Grafen Mogialski kenne. Darauf konnte ich, ohne die Wahrheit zu verletzen, ruhig antworten, den Grafen Mogialski hätte ich früher noch nicht gesehen. Den Mann, der den Namen

jetzt führte, kannte ich wohl.«

»Und?« fragte gespannt die Dame.

»Haben Sie die Gnade, mir die Mittheilung einer kleinen Begebenheit zu gestatten, die vor einer halben Stunde, wohl auch schon etwas länger, hier in der Nähe sich zutrug. Kennen Sie den reizenden Kirchhof drüben im Walde?«

»Mein Gott, auf einem Kirchhofe! Was geschah dort?«

»Sie kennen ihn also nicht?«

»Nein, nein!«

»Nun wohl, dort wollten die beiden Herren sich schießen.«

Die Präsidentin fragte nicht: welche beiden Herren.

»Sie standen,« fuhr der Unheimliche fort, »mit den Waffen in der Hand einander gegenüber. Da hatte ich jedoch eine Ehrenpflicht zu erfüllen, gegen den braven Teufel und gegen die anderen Ehrenmänner, die da waren, und ich erklärte ihnen, daß mit einem Fälscher und Betrüger ein Duell, ein Ehrenkampf ein unmögliches Ding sei, und der Mensch, der sich Graf Mogialski nenne, trage auf seinem Rücken die Striemen der russischen Knute und auf seiner Schulter das französische Bagnozeichen. Und, meine gnädigste Frau, nach zwei Secunden, womöglich in noch kürzerer Zeit, war der Mensch verschwunden.«

Die Präsidentin verhüllte ihr Gesicht so ganz und gar mit ihrem Batistaschentuche, daß man von der

Leichenblässe, die unzweifelhaft die verzerrten Züge bedeckte, nur eine Ahnung haben konnte.

Der Unheimliche fuhr in seiner Weise ruhig fort: »Die sämtlichen anwesenden Herren gaben mir und sich das Versprechen, den Vorfall geheim zu halten. Wir waren es unserer eigenen Ehre schuldig und besonders der Ehre des Hauses, dessen Gäste wir sämtlich heute gewesen waren. Ich, meine Gnädigste, war mir besonders noch schuldig, Ihnen, der ich die Unwahrheit im ersten Momente gesagt hatte, die Wahrheit zu entdecken.«

»Habe ich Ihre Verzeihung, gnädigste Frau?« damit schloß der Unheimliche seine Erzählung.

»Excellenz, Sie haben mich zu lebhaftem Danke verpflichtet.«

Die Dame reichte ihm die Hand; sie bebte nicht; sie zeigte ihm ihr Gesicht; es war nicht mehr blaß.

Er empfahl sich.

Die Präsidentin machte ihre Pläne. Es war wohl nur einer. Aber der Mittel und Wege zu seiner Ausführung waren mehrere. Sie mußte lange nachsinnen.

»Zuerst zu meinem Kinde!« sagte sie dann . . .

Trieb das Mutterherz sie dahin?

Helene lag bleich und kummervoll auf einem Bette.

»Armes Kind, meine theure Helene, wie hast Du gelitten!«

»Du weißt Alles, Mutter?«

»Alles, auch, daß dieser Graf Mogialski ein Betrüger,

ein bestrafter Fälscher war.«

»Mutter, Mutter!« schrie die Tochter auf.

»Und was ist es mit ihm und Teufen geworden?« fragte sie dann.

Die Mutter theilte ihr die Erzählung des Herrn von Huber mit.

Die Tochter hörte still zu; sie sprach auch nicht, als die Mutter schon längst geendigt hatte.

Die Präsidentin nahm zuerst das Wort wieder.

»Ich fürchte nur, daß diese unglückliche Affaire den braven Teufen uns entfremden wird.«

Da fuhr die Tochter empor.

»Mutter, Teufen darf zu uns nicht zurückkehren! Ich könnte seinen Blick nicht ertragen. Er wagte um meinetwillen sein Leben. Ich hatte ihn gegen jenen Elenden zurückgesetzt! Teufen darf nicht zu uns zurück.«

Sie sprach mit einer Leidenschaft und doch mit einer Entschiedenheit, wie man beide noch nie an ihr wahrgenommen hatte.

»Teufen,« sagte die Mutter, »ist ein braver Mensch: er wäre eine gute, eine sehr gute Partie; er ist reich und wir —«

Sie stockte.

Helene aber sprach ohne Leidenschaft, aber mit ihrer regsten Entschiedenheit:

»Ich sehe Teufen nie wieder, Mutter!«

»Wir sind arm, Helene, und —«

Sie stockte noch einmal.

»Liebst Du Teufen?« fragte sie dann plötzlich.

»Ich fürchte ihn,« war die Antwort.

»Fürchten? Wie kannst Du einen braven Mann fürchten?«

Helene schien selbst darüber nachdenken zu müssen.

»Ich weiß es nicht,« antwortete sie dann. »Aber ich darf ihn nicht wiedersehen.«

Die Präsidentin konnte nicht sogleich nachgeben.

»Meine liebe Helene,« sagte sie, »ich hatte — ich muß offen mit Dir sprechen. Ich hatte auf eine Verbindung Teufen's mit Dir große Hoffnungen gebaut. Wir sind arm, wie ich schon sagte. Wir sind, wie ich Dir nicht verhehlen darf, in großen Verlegenheiten; gerade in dem gegenwärtigen Augenblick. Die Existenz Deines Vaters steht auf dem Spiele. Durch eine Verbindung mit Teufen brächtest Du kein Opfer. Er liebt Dich. Ich habe ihn beobachtet. Seine Neigung, seine Leidenschaft für Dich konnte mir nicht entgehen. Du könntest Deinen Vater, uns Alle retten —«

Das Kind kämpfte mit sich. Sie gelangte zu einem Entschlusse.

»Mutter, der Graf Waldern sprach mit mir.«

Die Präsidentin stutzte oder stellte sich so.

»Der General? Was sagte er Dir?«

»Er sagte mir, ich solle Vertrauen zu ihm haben —«

»Und weiter!«

»Er wolle nur mein Bestes, mein Glück.«

»Weiter!«

»Und ich soll Dir seine Worte wiederholen, wenn —«

»Wenn, wenn, Helene?«

»Wenn ich Dich unglücklich sähe.«

»Der edle Mann!« rief die Mutter.

Helene hatte es schluchzend zu dem General selbst gesagt. Ueber die Mutter kam doch eine innere Angst.

»Helene, Helene, Du würdest uns ein schweres Opfer bringen; ich wollte es vermeiden.«

»Opfer, Mutter?«

»Kind, bemerktest Du nie? — Aber wie hättest Du argloses Kind das wahrnehmen können? Und wissen mußt Du es! Das edle Herz des Generals fühlt mehr als väterliche Freundschaft für Dich.«

»So legte auch ich seine Worte aus,« sagte ruhig Helene.

»Was, Du könntest seine Gattin werden?«

»Ja!«

»Kind, mein Kind!«

Die Mutter schloß das Kind in ihre Arme, drückte es an ihr Herz. Ob das Herz mehr von Angst oder von Glück erfüllt war, wer konnte es wissen, gegenüber dieser Frau, die mehr als leichtsinnig war, aber ihr Kind liebte?

Sie verließ Helenen; sie mußte ihrem Gatten Mittheilung machen.

»Man wird keinen todten Mann aus diesem Zimmer

tragen,« trat sie zu ihm ein.

»Bringst Du Geld?« fragte er.

»Einen Schwiegersohn.«

»Wer ist es?«

»Der General!«

Einen Augenblick schwieg der Präsident; dann sagte er:

»Bei Lichte besehen, ist es so das Beste! Erzähle!«

Sie erzählte ihm.

»Wer wird mit dem General sprechen?« fragte er, als sie geendigt hatte.

Die Dame erwiderte ihm: »Es kommt darauf an, wie man die Sache auffassen will, ob als eine Herzens- oder als eine Geschäftsangelegenheit. Ich denke, es ist das letztere; sie würde also in Dein Departement fallen.«

»Ich werde um elf zu ihm fahren.«

Um elf Uhr fuhr der Präsident zum General.

»Mein verehrter Freund, Sie sehen einen verlorenen Mann vor sich.«

»Ich denke, Sie werden heute Minister!«

»Oder zum Kirchhof getragen!«

»Erklären Sie mir! Indeß ersparen wir das uns Beiden. Wie kann ich Ihnen helfen? Doch nein, auch das nicht! Lassen Sie mich Ihnen mit einer Bitte zuvorkommen. Gewähren Sie mir die Hand Helenens!«

Der Präsident drückte den General, an sein Herz, küßte ihm beide Wangen!

»Mein theurer, mein alter Freund, Helene liebt Sie, empfangen Sie meinen Segen.«

»Zwei Worte noch,« sagte der General, und er wurde streng, wie nur ein alter Soldat es werden kann. »Ich habe jetzt eine Pflicht und ein Recht, offen mit Ihnen zu sprechen. Helene ist ein reines, unschuldiges Kind. Sie darf in Ihrem Hause nicht verdorben werden.«

Es waren gewichtige Worte.

Der Präsident hatte keine Erwiderung auf sie.

Der General fuhr in einem verbindlichen Tone fort:

»Sie werden mit dem nächsten Zuge zur Residenz fahren, aus den Händen des Königs Ihr Ministerpatent zu empfangen. Darf ich Sie bitten, diese Anweisung auf meinen Bankier mit sich zu nehmen? Wären Sie mir nicht zuvorgekommen, so war ich jetzt bei Ihnen, das Papier Ihnen zu überreichen.«

Er übergab dem Präsidenten ein Papier.

Der Präsident nahm es mit stummem Danke.

Er war an demselben Tage Minister.

Acht Wochen später war der General Graf Waldern sein Schwiegersohn.

Am Tage der Hochzeit begab das Paar sich auf Reisen. Zum Anfange des Winters kehrten sie zur Residenz zurück.

Als die Wintervergnügungen des Residenzlebens beginnen sollten, zog der General mit seiner jungen Gemahlin nach Schloß Romnike an der russischen

Grenze.

3.

Die Polin und Andreas.

Der Mord auf Schloß Romnike wurde allgemein als ein politischer Mord aufgefaßt, bot auch so noch manches Räthselhafte dar. Weiteres Licht über ihn wäre nur durch die Aussagen der Gräfin Waldern und des alten Wachtmeisters Taudien zu gewinnen gewesen. Aber der Geist der unglücklichen Dame blieb umnachtet, und der alte Soldat verweigerte jede Auskunft, blieb dabei, er wisse von Nichts, und wenn man ihn auch vor ein Kriegsgericht stelle, um ihn erschießen zu lassen, er könne nicht anders sprechen. Dem Gerichte blieb nichts übrig, als die Genesung der Einen, die Sinnesänderung des Anderen abzuwarten. Die Gräfin werde genesen, glaubten die Aerzte versichern zu dürfen. Der Wachtmeister wolle nur nicht sprechen und wahrscheinlich nur jetzt nicht, glaubte der Gerichtshof annehmen zu dürfen.

Der Zustand der Gräfin war ein bedauernswerther. Körperlich war sie genesen. Aber ihr gesamntes Denk- und Empfindungsvermögen erschien gelähmt. Sie hatte für nichts Sinn, war für nichts zugänglich. Sie glich einem blödsinnigen Kinde, das zu der geringsten

Thätigkeit angehalten werden muß, und dann zwar willig, aber mechanisch thut, was man von ihm verlangt. So nahm sie Trank und Speise, so ließ sie sich zu Bette bringen, erhob sie sich wieder von ihrem Lager, ließ sie sich aus- und ankleiden.

Dabei legte sie gleichwohl einzelne Eigenheiten, wenn man will: einen Eigensinn, an den Tag. Nur die Frau Erhardt durfte um sie sein; kein Anderer durfte sich ihr nahen. War ein Dritter zugegen, glaubte sie nur Jemanden in der Nähe, so war sie völlig regungslos; sie that nichts von dem, was von ihr verlangt wurde. Redete die Frau ihr zu, so erwiderte sie nur: »Ich will allein mit Dir sein, Marianne! Ich will keinen Anderen sehen, keinen!« Man mußte ihr nachgeben, um ihrer Gesundheit willen; sie hätte nichts genossen.

So war es lange mit ihr.

Der Mord auf Romnike war bald bekannt im Lande geworden; die Zeitungen verbreiteten die Nachricht schnell weiter.

Die umsichtige Frau Erhardt hatte Zeit gefunden, ihn sofort der Gräfin Randow zu berichten, mit dem Versprechen, über das Befinden Helenens täglich weitere Mittheilung zu machen. Sie fand auch dazu Zeit, sie berichtete wahrheitsgetreu. Weder der Graf Randow erschien auf Romnike, noch die Gräfin. Der Graf war als Minister zu sehr mit Geschäften überhäuft. Die Gräfin schrieb der Frau Erhardt, sie fürchte, daß ihr Anblick auf

die Unglückliche einen nachtheiligen Eindruck hervorbringen möge. Hatte sie nicht Grund zu dieser Befürchtung? Der Frau trug sie zugleich aus, ihr sofort Nachricht zu geben, sobald sie glaube, ihre Erscheinung könne von einem wohlthätigen Einfluß auf die Kranke sein; sie solle dieserhalb mit dem Arzte Rücksprache nehmen. Allein auch der Arzt durfte der Kranken sich nicht nahen, und die Frau Erhardt hatte wohl manche Veranlassung aus älterer und aus neuerer Zeit, gerade die Mutter von der Tochter fern zu halten.

Der Zustand der jungen Gräfin drohte bedenklicher zu werden. Der General hatte noch vor seiner Abreise nach Romnike in der Residenz ein Testament errichtet, dessen Inhalt Niemand kannte. Es mußte nach seinem Tode eröffnet werden. Nach sechs Wochen geschah dies. Der Verstorbene hatte sein ganzes Vermögen seiner Wittwe vermacht; nahe Anverwandte hinterließ er nicht; den entfernteren, die selbst wohl situirt waren, sollten nur Vermächtnisse zu geringen Beträgen ausgezahlt werden. Der Schwiegervater, der Namens seiner Tochter bei der Eröffnung hatte zugegen sein müssen, hatte ein Gefühl der Beschämung nicht zu unterdrücken vermocht. Als er seiner Gattin die Nachricht brachte, ihre Tochter sei jetzt die reichste Frau im Lande, hatte die Dame nur die Bemerkung: »Schade, daß die Arme nie Gebrauch von dem kolossalen Reichthum wird machen können!«

Auch Helene mußte die Mittheilung gemacht werden.

Die Mutter beauftragte die Kammerfrau damit. »Achte,« schrieb sie ihr dabei, »achte genau, welchen Eindruck die Nachricht auf sie machen wird, und schicke mir vollständigen Bericht darüber.« Die Nachricht hatte auf die junge Wittwe gar keinen Eindruck gemacht. »So?« sagte sie nur gleichgültig.

»Meine liebe Helene,« setzte die Frau hinzu, »Du bist jetzt eine vielfache Millionärin.«

»Ja,« war die eben so gleichgültige Antwort. »Und wie wirst Du Deine Eltern glücklich machen können, die doch manchmal sich Entbehrungen auflegen mußten!«

Da wandte die Kranke sich unwillig zur Seite.

Die Frau erschrak heftig.

Sie hatte doch noch Gefühl! Aber Haß! Nur Haß? War gar Verachtung dabei? Gegen ihre Eltern?

Einer Hoffnung auf Genesen gab der Unwille wohl Raum; aber war da die Genesung nicht entsetzlicher, als die Krankheit?

Der Mutter machte sie nur von der fortdauernden Apathie der Kranken Mittheilung.

Der Sommer war vergangen, der Herbst, der Winter. Der Frühling erwachte wieder. Er erwacht spät in dem preußischen Sibirien.

Auf Schloß Romnike hatte sich nichts verändert seit der Katastrophe des vergangenen Frühlings. Die Generalin lebte den einen Tag wie den anderen, ohne daß ihr apathischer Zustand nur auf einen Moment

unterbrochen wurde. Ihr Leben war ein Vegetiren. Ihr Körper stärkte, ja entwickelte sich wunderbar dabei; sie wurde schöner, als sie je vorher gewesen war. Aber es war eine Schönheit ohne Leben; der Geist fehlte ihr; das Auge war todt, und wenn sie, wie so häufig, ohne Bewegung dasaß, glaubte man eine schöne Statue zu sehen. Von jenem entsetzlichen Ereignisse hatte sie jede Erinnerung verloren. Man mußte es wenigstens glauben. Nie sprach sie davon; nie wies nur eine Bewegung, ein Zug ihres Gesichts darauf hin, daß eine Ahnung des Geschehenen in ihr lebe, jemals in ihrem Innern werde aufwachen können. Die Frau Erhardt wagte auch nicht die entfernteste Andeutung, die eine Erinnerung in der Brust der Unglücklichen hätte hervorrufen können. Die Frau mußte vielmehr mit einem geheimen Schauder an den Augenblick denken, da der entflohene Geist der Armen zurückkehren werde.

Der Wachtmeister Taudien war von seiner Wunde längst geheilt; er war wieder ganz der kräftige Mann; er war aber auch noch immer der finstere, verschlossene Mann. Das Criminalgericht hatte ihn mehrere Male vernehmen wollen. Die Beamten waren nach Schloß Romnike herausgekommen, in der Erwartung, an Ort und Stelle der Ereignisse werde er um so eher bereit sein, über diese Auskunft zu geben, werde seine Aussage um so vollständiger und verständlicher werden. »Er wisse von nichts, er werde nichts sagen,« das war immer und

immer wieder seine Antwort.

Die Frau Erhardt hatte ihn in der Mordnacht vor der Thür des Generals gesehen. »Zu welchem Zwecke er dort gewesen?« wurde er gefragt.

»Ich weiß von nichts mehr!«

Er hatte der Frau verboten, den General zu wecken, ihr befohlen, in ihre Stube zurückzukehren. »Warum er das Eine, das Andere gethan?«

»Ich kann nichts darüber sagen!«

Sie hatte nicht einmal zu ihrer Herrin gehen sollen, um ihres Lebens und des Heils ihrer Seele willen nicht! »Warum das Alles nicht?«

»Fragen Sie mich nicht; ich kann es Ihnen nicht sagen.«

»Er war später, am Ende des Korridors, an der Verbindungsthür zwischen dem alten und neuen Schlosse verwundet worden, unter welchen Umständen?«

Er wollte von dem Allen nichts wissen.

Es wurde ihm bemerklich gemacht, daß er seine Aussage beschwören müßte, daß sein Eidschwur namentlich auch die Versicherung enthalte, wissentlich nichts verschwiegen zu haben; wie er mit einem Meineide werde vor Gott treten können?

Da funkelten dem alten Manne die Augen.

»Ja,« sagte er, »vor Gott werde ich treten und ihm werde ich Alles offenbaren, und er wird mir Recht geben, denn seine Gerechtigkeit ist nicht die Gerechtigkeit der

Menschen.«

»Glauben Sie an Gott?« glaubte darauf der Richter ihn fragen zu müssen.

Und der alte Soldat fragte zurück: »Waren Sie schon in einer Schlacht, Herr Richter?«

»Nein, aber wozu die Frage?«

»Dann kennen Sie Gott nicht! Sehen Sie, in der Schlacht dachte ich auch nicht an ihn; es gab zu viel Anderes zu thun, und wenn man an ihn denken soll, muß es still um Einen sein. Aber wenn es vorbei war, wenn ich dann in der Nacht auf der nassen Erde lag, an dem Halse meines Pferdes, um mich zu erwärmen, dann, Herr, kamen die Gedanken an Gott, und wahrhaftig nicht blos des Dankes für die Erhaltung meines Lebens; denn was war mein Leben gegen alle die Tausende, die ich hatte fallen sehen! Doch, das gehört ja nicht hierher. Aber vor Gott kann ich treten, Herr Richter.«

Sie fragten ihn nicht weiter.

Auch die Frau Erhardt wollte ihn einmal fragen. Sie hatte es lange nicht gewagt. Zuletzt nahm sie sich den Muth. Sie hatte dieselben Fragen, wie das Gericht.

»Warum durfte ich nicht zu dem Herrn, nicht zu der Herrin?«

Für sie hatte er die einfache Antwort: »Sie haben Ihr Seelenheil bewahrt, Frau Erhardt!«

Sie fragte gleichfalls nicht weiter.

Zwei andere Umstände waren noch auffallend.

Der alte Wachtmeister hatte seit der Mordnacht nie wieder vor der Generalin sich sehen lassen; er mied mit Aengstlichkeit jeden Ort, jede Gelegenheit, da ihr Blick ihn hätte treffen können.

Freilich konnte auch er vermeiden wollen, ihre Erinnerung an die Schrecken jener Nacht wachzurufen.

Ein Zweites dagegen aber! Die Generalin behielt nach dem Tode ihres Gatten dasselbe Schlafgemach bei, das sie früher eingenommen hatte. Wir wissen, die beiden Gatten hatten auf Schloß Romnike jedes ein besonderes Schlafzimmer. Die zwei Zimmer waren durch einen gemeinschaftlichen Salon getrennt, in den aus jedem eine von innen und von außen verschließbare Thüre führte. Außerdem hatte jedes Gemach, wie auch der Salon, eine auf den Korridor führende Thür, an dem die drei Zimmer lagen.

Daß die Generalin in der Mordnacht ihr Gemach und ihr Bett nicht verließ, lag in einer äußeren Nothwendigkeit; sie war in ihrem Bett von der Kammerfrau einer Ohnmacht nahe gefunden; sie hatte dann in einer langen Ohnmacht gelegen, aus der nur ihr Körper erwacht war. In diesem Zustande war mit ihr keine Veränderung vorzunehmen.

Später verbot der Arzt diese. Daß der Geist ihr zurückkehren werde, die Hoffnung hatte er nie aufgegeben. Sie sollte da, wo sie das Bewußtsein verloren hatte, es wiedergewinnen. War sie auch, was nach Allem

anzunehmen war, nicht unmittelbar Augenzeugin des Mordes gewesen, so hatte sie doch, in ihrem Bette sitzend, manche Umstände der That vernehmen müssen. Sie sollten ihr um so lebendiger ins Gedächtniß zurückkehren, wenn ihr Erwachen da erfolgte, wo sie die Wahrnehmungen gemacht hatte, vielleicht auf einmal, jedenfalls nach und nach. Der Arzt versprach sich viel davon, für ihre Heilung sowohl wie für die Resultate der Untersuchung. Er war zugleich der Gerichtsarzt. Die Kammerfrau konnte ihm das mittheilen, was er nicht selbst beobachten konnte.

Die Kranke erwachte, aber zu jener völligen Apathie. Dieser war es auch wohl zuzuschreiben, wenn man nach längerer Zeit wahrnehmen mußte, daß keine Erinnerung der Schreckensnacht ihr zurückgekehrt sei.

Sie war bisher zu schwach gewesen, ohne Hülfe das Bett zu verlassen; sie mußte heraus- und hineingetragen werden. Ihre Körperkräfte nahmen zu; man war gespannt auf den Augenblick, da sie im Stande sein werde, sich ohne fremde Hülfe zu bewegen, das Zimmer zu verlassen; wohin sie ihre Schritte lenken werde, in den kleinen Mittelsalon, weiter in das Schlafgemach des Generals, den Schauplatz des Mordes!

Der Augenblick erschien. Sie hatte, gestützt auf den Arm der Frau Erhardt, das Bett verlassen, ein paar Mal das Gemach auf und ab durchschritten. Sie war dann ermüdet; die Kammerfrau mußte sie in einem Fauteuil

niederlassen. So war es immer gewesen.

Die Frau ordnete unterdeß im Zimmer.

Auf einmal erhob sich die Generalin, langsam, schweigend. Sie machte einen Schritt, einen zweiten. Sie wollte offenbar versuchen, ob sie allein gehen könne. Sie vermochte es.

Wohin wird sie gehen?

Der Kammerfrau klopfte das Herz. Sie wagte nicht von ihrer Arbeit aufzublicken.

Die Generalin ging weiter, immer langsam, immer schweigend. Sie ging zu der Thür des kleinen Salons.

Wird sie hineintreten?

Die Generalin hatte die Thür erreicht. Sie faßte den Griff des Schlosses; sie drückte. Die Thür lag nur im Schlosse, öffnete sich. Die Generalin trat in den Salon.

Was wird nun werden?

Die Kammerfrau stand fast athemlos. Folgen durfte sie nicht.

Die Generalin durchschritt den Salon, langsam und schweigend, wie bisher.

Sie stand an der jenseitigen Thür, an der Thür, die in das Mordgemach führte.

Auch diese war nicht verschlossen: der Arzt hatte es für ein Ereigniß, wie es jetzt eingetreten war, so angeordnet. Ein Ereigniß war es.

Die Generalin öffnete die Thür, schritt in das Gemach, langsam, ohne ein Wort zu sprechen.

Die Kammerfrau mußte ihr folgen. Jede nächste Secunde konnte etwas herbeiführen, was ihre Hülfe nothwendig machte. Sie durfte gleichwohl nicht bemerkt werden. Sie schlich leise, kaum hörbar. Sie erreichte den Salon. Die Generalin hatte die Thür hinter sich offen gelassen. Auch die jenseitige Thür. Die Kammerfrau hatte den freien Blick in das ehemalige Schlafgemach des Generals.

Das Gemach war noch völlig in dem Zustande, wie zur Zeit des Mordes. Nur die Blutspuren waren beseitigt, und das einfache Feldbett des tapfern Feldherrn war in einer Ordnung, als wenn es seinen Herrn zum Schlafengehen erwarte. Es stand an der jenseitigen Seitenwand.

Vor ihm stand die Generalin, am Kopfende, still, das Haupt gesenkt. Das Gesicht konnte die Kammerfrau nicht sehen. Aber auf einmal beugte sich die Gestalt nach dem Kopfkissen nieder, auf dem das Haupt des Gatten so oft geruht hatte, auch vor der heißen Feldschlacht, auch in dem Augenblicke, da der tückische Mordstreich ihn traf.

»Sie will die Lippen auf die Stelle drücken, wo er lag!« sagte sich die Frau. »Das Herz lebt ihr wieder auf. Sie ist gerettet!«

Hatte sie in ihrer Freude eine Bewegung gemacht, die sie verrieth?

Die Generalin zuckte zusammen, fiel mit einem lauten Aufschrei an dem Bette nieder.

Die Kammerfrau eilte zu ihr, hob sie auf, blickte in ein

Gesicht, in dem keine Empfindung zu sehen war, dessen glanzlose Augen bewußtlos vor sich hin starrten.

Die Frau brachte die Unglückliche in ihr Bett zurück.

Die Scene war gleichwohl ein Ereigniß gewesen.

Die Kammerfrau hatte ihre Herrin mehr tragen als führen müssen. Im Bette lag diese dann lange völlig erschöpft, unbeweglich mit geschlossenen Augen. Als sie nach einer Weile die Augen öffnete, sah man darin nicht mehr jenen, die Geistesabwesenheit bekundenden Ausdruck der Apathie. Der Blick war frei. Die Kranke sprach, zum ersten Male seit dem Morde.

»Sind wir allein, Marianne?«

»Ganz allein.«

»Wo schläfst Du?«

»In diesem Gemache.«

»Ich sehe kein Bett.«

»Ich trage mein Bett des Abends hinein, des Morgens wieder heraus.«

»Wie lange schon?«

»Seit mehreren Wochen.«

»Seit —! Ah, Marianne —«

.Sie schwieg. Nicht nachdenklich, als wenn sie sich besinne, das Geschehene in ihr Gedächtniß zurückrufen müsse. Ein Schauer schien sie plötzlich ergriffen zu haben. Das Geschehene stand also klar vor ihrem Geiste; sie hatte schon früher darüber nachgedacht. Das bestätigten auch ihre ferneren Worte.

»Du trugst mich hierher, Marianne!«

»Ja, gnädige Frau —«

Die Generalin unterbrach die Frau fast unwillig.

»Du sollst wieder Helene und Du zu mir sagen, wie in früheren Zeiten.«

In schmerzlichem Tone setzte sie hinzu: »Es sagt ja sonst Niemand so zu mir.«

Der Gedanke hatte einen anderen in ihr geweckt.

»Meine Eltern waren nicht hier?«

»Nein! Aber ich muß ihnen jede Woche Nachricht geben.«

»Schreibt meine Mutter an Dich?«

»Ja.«

»Was schreibt sie?«

Sie wartete die Antwort nicht ab.

»Ich will es nicht wissen, Marianne!«

Sie sprach es wieder unwillig. Dann nahm sie die Hand der alten Frau und sprach gütig zu ihr:

»Du warst in jener furchtbaren Nacht nicht bei mir?«

»Aber ich war in der Nähe.«

»Wo warst Du? Erzähle mir Alles!«

Die Frau Erhardt erzählte Alles, was sie in jener Nacht gesehen, gehört, selbst gethan hatte.

Die Generalin hörte mit voller Aufmerksamkeit zu und mit voller Ruhe. Ihre Ruhe konnte auffallend erscheinen. Hatte sie ihren Grund noch in der Fortdauer des apathischen Zustandes, oder wiederholte die Frau nur

Thatsachen, die der Zuhörerin bekannt waren? Einige Male nickte die Generalin wie bestätigend. Ihre Aufmerksamkeit schien sich zu verdoppeln, als die Frau von der flüsternden Stimme eines Mannes und einer Frau erzählte, die im Korridor, wahrscheinlich unmittelbar vor und nach dem Morde, mit einander gesprochen hatten. Eine Unruhe, eine Bewegung ihrer Zuhörerin nahm die Frau Erhardt aber auch hierbei nicht wahr.

Von der Verwundung des Wachtmeisters Taudien wußte die Generalin noch nichts.

»Der Arme!« sagte sie für sich.

Aber fast unmittelbar nach den zwei Worten trat eine Lähmung ihrer geistigen, wie körperlichen Kräfte wieder bei ihr ein. Sie hatte sich unwillkürlich halb aufgerichtet; sie fiel zurück; ihre Augen schlossen sich wieder. Sie schlummerte ein.

Als sie nach längerer Dauer erwachte, zeigten ihr Blick, ihre Bewegungen wieder ihre frühere Theilnahmlosigkeit, doch in geringerem Grade und mit einzelnen, freilich seltenen und kurzen Unterbrechungen. Von dem Morde und der Mordnacht sprach sie nie wieder.

So war das Frühjahr gekommen, der Jahrestag des Mordes nahte.

Die belebenden Kräfte des Frühlings sind wunderbar, selbst bei Gegenständen, die man leblose nennt. Wenn in den lebendigen Baum der Saft schießt, neue Zweige,

grüne Blätter, bunte Blumen treibt, dann knistern und knacken auch die Kisten und Kasten, Schränke und Laden; das alte, seit Menschenaltern von seinem Stamme getrennte, mit Axt und Säge und Messer und Bohrer zerhauene, zerschnittene, zerstoichene Holz bekommt wieder Leben, wird unruhig, treibt auf, will aus seinen Fugen, will seine Fesseln zersprengen.

Neues Leben ergießt sich auch in das geistige Wesen des Menschen, zum Schlimmern meist, zuweilen auch zum Bessern.

Schloß Romnike lag in der vollen Pracht des Frühlings. Der große Wald rings umher hatte sein frisches Laub erhalten. In dem weiten Park grünt die Boskets, prangten in weißem und rothem Blüthenschmuck; die Obst- und Fliederbäume und die Blumenbeete trugen reiche bunte Farben; in den Gebüschern sangen die Amseln, in den Bäumen die Nachtigallen.

Der Abend war angebrochen; über den Wipfeln des Waldes hinweg sandte die Sonne ihre letzten Strahlen auf die Dächer des imposanten Doppelschlusses; in dem stillen Schloßhof begann die Tageshelle einer leisen Dämmerung zu weichen. Es war ein Abend, ähnlich jenem, dem die Schreckensnacht auf Schloß Romnike gefolgt war.

Wenige Wochen fehlten an dem Ablauf eines Jahres seit jener Nacht. Der Frühling war in diesem Jahre zeitiger in das Land gekommen.

Wir finden die Generalin auch heute in dem Schloßparke. Sie wurde von ihren Dienern nicht zur Rückkehr in das Schloß erwartet. Die Kammerfrau Frau Erhardt war bei ihr. Der Diener Georg ging, wie zur Wache und zum Schutze, zwischen Park und Schloßhof auf und ab. Der Wachtmeister Taudien hatte sich lange in der Nähe aufgehalten, man sah ihn nicht mehr.

Die junge Generalin war in tiefer Witwen Trauer. Schwarze Trauerkleidung trug auch die Frau Erhardt, trug noch Alles, was zum Schlosse gehörte.

Die Generalin und die Kammerfrau befanden sich in einer Laube des Boskets zunächst dem Schloßhofe. Sie saßen auf einer Bank beisammen.

Die junge Wittwe war zu der schönsten Frau entwickelt, aufgeblüht dürfen wir nicht sagen. Ihr Gesicht war bleich, es zeigte fast keinen Blutstropfen. Ihre Schönheit erschien dadurch wie eine verklärte. Denkt das Kind sich doch auch das Antlitz der Engel schneeweiß. Und in dem weißen Gesichte war Leben, das Leben einer mildtrauernden edlen Seele, eines klaren, sinnigen, ruhigen, nur manchmal träumerischen Geistes.

Mit dem erwachenden Frühling war diese Veränderung in dem Innern der Generalin eingetreten, nur nach und nach, mit leisen Anfängen, aber stetig fortschreitend, mithin ganz vollständige Heilung versprechend, wenn kein unglückliches Ereigniß einen Rückfall herbeiführen werde. Befürchten mußte man das noch immerhin, so wie

man andererseits nicht der Hoffnung entsagen durfte, die Heilung werde eine vollständige werden, wenn irgend ein glückliches Ereigniß dem Geiste seine volle Kraft und damit dem Herzen die Ruhe und dem Gesichte das frische rothe Blut zurückgebe.

Herrin und Dienerin waren in der Laube beschäftigt, die Generalin stickte, die Kammerfrau nähte. Sie unterhielten sich dabei.

Die Frau Erhardt hatte einen Brief von der Ministerin Gräfin Randow erhalten. Die Dame schrieb regelmäßig noch immer an die Kammerfrau, sich nach dem Befinden ihrer Tochter zu erkundigen, und dieser Nachrichten aus dem elterlichen Hause mitzutheilen. Der Briefwechsel bestand in solcher Weise schon seit der Katastrophe auf Schloß Romnike. Als die Genesung der Generalin bedeutendere Fortschritte gemacht hatte, schrieb die Dame unmittelbar an sie. Die Tochter erbrach aber den Brief nicht, gab ihn der Frau Erhardt und sagte:

»Schicke ihn zurück und schreibe meiner Mutter, ich würde nie einen Brief von ihr annehmen.«

»Helene! Von Deiner Mutter nicht?«

»Schreibe ihr, es würde mich zu sehr angreifen, ich müsse Nachtheile für meine Genesung befürchten.«

Sie sprach das ohne Erbitterung, ohne Bitterkeit, aber mit einem strengen Tone.

Und sie war sonst so milde.

Die Mutter hatte darauf tief bekümmert geantwortet.

Frau Erhardt durfte die Antwort vorlesen. Die Generalin sprach kein Wort dazu und veränderte keine Miene dabei.

Die Kammerfrau durfte, mußte auch die ferneren Briefe der Ministerin vorlesen. Sie enthielten stets Klagen des Mutterherzens; sie ließen das Herz der Tochter unberührt, und sie sollten es doch rühren, ergreifen.

Der heutige Brief der Ministerin enthielt eine Nachricht, über welche die Frau Erhardt sichtlich erschrak. Der Baron von Teufen sei wahnsinnig geworden und in das Irrenhaus gebracht. Die Schreiberin hatte einige Bemerkungen hinzugefügt: in der Residenz habe die Nachricht überall eben so sehr Verwunderung wie Bedauern erregt; man habe den Herrn von Teufen für einen ernsten, ruhigen Charakter gehalten; seine Lebensweise für eine geregelte, wie auch seine Vermögensverhältnisse geordnet, gar als glänzend zu bezeichnen seien. Dieses Urtheil über den jungen Baron, bemerkte die Ministerin weiter, möge in Betreff der Vermögenslage des jungen Mannes nicht ganz der Begründung entbehren; im Uebrigen aber entspreche es den Thatsachen keineswegs. Der Baron Teufen sei ein Mensch von heftigem, auffahrendem und zugleich tückischem Charakter gewesen, der nur eine bewundernswürdige, aber auch schreckenerregende Gewalt über sich besessen, so daß er die Welt über sich zu täuschen gewußt habe. Sie, die Ministerin, habe ihn gekannt, durchschaut, und eine Katastrophe, wie sie jetzt

eingetreten sei, schon früher befürchtet. Ihre Furcht sei gestiegen seit der Verheirathung Helenens mit dem General Waldern. Teufen sei seitdem noch ruhiger erschienen; ihren, der Schreiberin, Blicken sei es aber nicht entgangen, daß ein wildes Feuer nur um so verzehrender in seinem Innern lodere, und wie er dann bald, nachdem der General mit seiner jungen Frau die Residenz verlassen, ebenfalls verschwunden sei und Niemand gewußt habe, wo er sich befinde, habe sie immer mit ahnungsvollem Entsetzen an Katastrophen denken müssen, wie die Schreckensnacht auf Schloß Romnike im vorigen Jahre und den Ausbruch des Wahnsinns jetzt.

Dem Schreck der Frau Erhardt, als sie das las, mußte tiefes, ernstes Nachsinnen folgen.

»An der Wahrheit der Nachricht, daß Teufen wahnsinnig geworden und sich im Irrenhause befinde, kann allerdings nicht gezweifelt werden. Aber sind die Combinationen der Dame richtig? Und warum schreibt sie mir das Alles? Um es Helenen mitzutheilen? Ach, sie wollte das Kind mit diesem Teufen verbinden! Soll denn die Tochter die Mutter noch mehr verachten, als es schon der Fall ist? Dem Gerichte soll ich vielleicht Anzeige machen, damit es eine neue Spur gegen den unbekanntten Mörder verfolge? Aber der Brief enthält nur Vermuthungen, vielleicht gar nur Verdächtigungen.«

Doch hier mußten die Gedanken der braven Frau eine

andere Richtung nehmen.

»Verdächtigungen? Habe ich denn nicht selbst so oft an den tückischen Teufeln denken müssen? Und wenn ich nicht das Flüstern der fremden Frauenstimme gehört hätte —?«

Ihr Entschluß stand fest, weder der Generalin, noch dem Gerichte Mittheilung zu machen.

Indeß, die Generalin wußte, daß ein Brief ihrer Mutter angelangt war. Die Briefe an die Frau Erhardt kamen regelmäßig jede Woche, und Helene hatte gesehen, daß der Bote des Gutes, der posttäglich die Postsachen von der nächsten Station abholte, der Kammerfrau einen Brief übergeben hatte.

»Du erhieltest einen Brief von meiner Mutter?« fragte die Generalin.

»Ja.«

»Was schreibt sie Dir?«

»Die herzlichsten Muttergrüße für ihre Tochter.«

»Sie schrieb Dir noch mehr!«

»Daß sie sich Alle wohlbefinden.«

»Noch mehr, Marianne! Und ich soll es nicht wissen. Du bist befangen.«

»Du dürftest es erfahren, Helene; aber Du weißt selbst, die unbedeutendsten Gegenstände können Dich noch manchmal beunruhigen, und der heutige Abend ist so schön. Morgen, meine liebe, theure Herrin, wenn Du noch darauf bestehst.«

Die Dienerin hatte die große Gewalt der Liebe, des Vertrauens und der Verehrung über ihre junge Gebieterin. Helene fragte nicht mehr.

Die Kammerfrau war beruhigt. Auch morgen, dachte sie, werde die Herrin sich beschwichtigen lassen.

Aber der heutige Tage war noch nicht vorüber, und man soll den Tag nicht vor dem Abend loben, und der Abend kann lang werden, auch im Frühjahre, wenn die Nächte schon kürzer sind.

Herrin und Dienerin saßen noch still beisammen in der Laube, als in dem Bosket der Diener Georg erschien. Er ließ sich nur in der Ferne erblicken und nur so, daß die Kammerfrau ihn sehen sollte. Sie sah ihn; er gab ihr einen Wink. Es mußte sich etwas Wichtiges zugetragen haben, das der Generalin geheim bleiben sollte. Frau Erhardt gab ihm ein heimliches Zeichen, daß sie seinen Wink verstanden habe.

Nach einer Weile bat sie die Generalin um die Erlaubniß, sie auf einen Augenblick verlassen zu dürfen, sie habe drüben den Diener Georg bemerkt, dem sie für den Abend etwas aufzutragen habe.

Sie ging zu der Stelle, an der sie den Diener gesehen hatte. Er war zur Seite getreten; sie begab sich zu ihm.

»Was bringen Sie, Georg?«

»Soeben trifft das Criminalgericht ein.«

»Zu welchem Zweck?«

»Um die Frau Generalin zu verhören.«

Die Kammerfrau erschrak auf den Tod. Das wäre der Tod der Armen. »Was sagten Sie den Herren?«

»Ich wisse nicht, wo die gnädige Frau sei; ich wolle die Kammerfrau suchen.«

»Das war gut, Georg. Sagen Sie Ihnen jetzt, ich werde gleich kommen. Noch Eins, Georg, wo sind die Herren?«

»Der Haushofmeister hat sie in ein Geschäftszimmer des alten Schlosses geführt.«

»Bitten Sie sie, dort noch einige Augenblicke zu verweilen.«

Der Diener ging.

Die Frau Erhardt kehrte zu der Generalin zurück. Sie konnte eine unbefangene Miene machen.

»Es wird frisch hier draußen, Helene; befehlst Du, daß wir zum Schlosse zurückkehren?«

Ein frischer Abendwind war in der That zu Hülfe gekommen. Die Generalin kehrte mit der Dienerin zum Schlosse, in ihr Gemach zurück.

Die Frau Erhardt verließ sie hier; sie hatte ja noch Mancherlei für den Abend zu besorgen.

Sie begab sich in das alte Schloß zu den wartenden Gerichtsherren.

Sie war diesen bekannt als die klare, verständige Frau, mit der sie schon früher vielfach zur Förderung ihres Geschäftes verhandelt hatten. Sie wandte sich an den dirigirenden Gerichtsrath.

Die Generalin sei von ihrem körperlichen wie geistigen

Leiden genesen. Der geringste Vorfall könne aber einen Rückfall mit den unheilvollsten Folgen herbeiführen. Ob man ihr, der Frau Erhardt, nicht den Gegenstand des Verhörs mit ihrer Herrin anvertrauen wolle; vielleicht könne sie Auskunft ertheilen.

Der Gerichtsrath fand kein Bedenken, auf die Bitte einzugehen.

Das Gericht war hier in Folge eines Schreibens einer rheinischen Irrenanstalt. Ein Baron Teufen befinde sich in dieser, zu seiner Heilung, aber in einem Zustande, der die Wahrscheinlichkeit einer Heilung um so mehr ausschliesse, da die Krankheit zugleich auf einer erblichen Anlage zu beruhen scheine; der Vater des jungen Barons sei geistesschwach gewesen und sein Großvater sei in völligem Wahnsinn gestorben. Zu den Gegenständen, die in seinen Phantasien den Kranken besonders beschäftigen, gehöre der Mord auf Schloß Romnike. Er spreche seltsame Dinge darüber, die aber kaum eine andere Deutung zuließen, als daß er der Mörder sei. Man halte sich daher aus einem doppelten Grunde verpflichtet, dem inquirirenden Criminalgerichte Mittheilung davon zu machen. Einmal, damit, falls die Angaben des Geisteskranken mit den durch die Untersuchung ermittelten Thatsachen übereinstimmen, nicht noch etwa gegen einen Unschuldigen verfahren werde. Zum Anderen, um Anhalt zu weiterer Behandlung des Kranken zu gewinnen, dessen schließliche Heilung, wie

wenig wahrscheinlich sie auch sei, doch immerhin nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit liege. Die Angaben des kranken Baron Teufen waren namentlich folgende:

Er bezeichne sich selbst als den Mörder des Generals: manchmal unter Darlegung großer Befriedigung, daß er die junge Frau von dem alten Manne befreit habe; dann wieder unter Klagen, daß sie, der Gegenstand seiner innigen Liebe, durch den Mord noch unglücklicher geworden sei, und daß sie nun doch niemals seine, des Mörders, Gattin werden könne. Aus den Klagen falle er dann gewöhnlich in einen Zustand von Wuth zurück; sie habe ihn gekränkt, beleidigt, unglücklich gemacht; sie verdiene ihr Unglück.

Ueber die Ausführung des Mordes rede er viel, theils Unzusammenhängendes, theils sich Widersprechendes durch einander. Er sei unter den polnischen Hängendarmen gewesen; die Regierung in Warschau habe den Tod des Generals beschlossen. Er habe mit den anderen Gendarmen sich nach Schloß Romnike begeben; es seien ihrer viele gewesen, weil das Schloß eine Menge Aus- und Eingänge habe. Den Mord habe er vollführt, er allein; er habe auch die Generalin ermorden wollen, weil sie ihn zum Mörder gemacht habe.

Diese letztere Angabe widerrief er aber sofort.

»Nein, nein! Sie bat mich selbst, ich solle sie tödten!«

Dann sprach er wieder anders:

»Die Polin verlangte, ich solle sie tödten.«

Er war darauf nach der Polin gefragt, die er bisher noch gar nicht erwähnt hatte.

»Sie hatte mich in das Schloß geführt,« antwortete er.

»Warum sie?« wurde er gefragt.

»Sie war bekannt im Schlosse,« lautete seine Antwort.

»Und wer war sie?«

»Die Polin!«

»Wohnte sie im Schlosse?«

»Nein; sie war ja in Polen!«

»Hatte sie früher im Schlosse gewohnt?«

»Ich denke! Sie kannte ja die Korridors, Treppen, Zimmer darin.«

»Was war sie im Schlosse gewesen?«

Er wußte es nicht.

Er wurde wiederholt nach der Polin gefragt, nach ihrem Namen, wie er sie kennen gelernt, wie und warum sie seine Führerin geworden, ob sie nur ihn oder auch seine übrigen Begleiter geführt habe? Er konnte auf keine der Fragen Auskunft geben. Es war Alles wirr in seinem Kopfe geworden.

Er wurde ein zweites Mal auf den Mord gebracht; er konnte sich auf nichts besinnen. Ein drittes Mal war seine Erinnerung wieder da, aber merkwürdiger Weise völlig übereinstimmend mit den ersten Angaben, fast schablonenmäßig mit denselben Worten, und was er früher nicht gewußt hatte, darüber hatte er auch jetzt keine Auskunft.

So blieb es später, obgleich ihm die Fragen in anderer Form und in anderer Reihenfolge vorgelegt wurden. Einige Male wußte er wieder gar nichts; dann hatte er wieder die schablonenmäßigen Antworten.

Das wurde von dem Gerichtsrath der Frau Erhardt mitgetheilt. Die Frau war heftig erschrocken.

»Sie müssen zugestehen,« bemerkte ihr der Rath, »im Ganzen, in den Hauptmomenten, stimmen die Angaben des Irren mit den zu den Acten ermittelten Thatsachen überein.«

Sie mußte es einräumen.

»Nur,« warf sie indeß ein, »ist mit keinem Worte der Verwundung des Wachtmeisters Taudien Erwähnung geschehen!«

»Sie war wohl,« meinte der Inquirent, »den Beamten der Irrenanstalt unbekannt. Jedenfalls müßte der Kranke noch darüber befragt werden.«

»Können Sie,« fragte er dann, »über die Polin Auskunft gehen?«

Die Polin! Ihre Erwähnung war ein besonderer Grund des Erschreckens der Frau Erhardt gewesen. Sie hatte bei ihren früheren Vernehmungen nur von einer unbekanntem Frau gesprochen, die sie in dem Dunkel der Mordnacht gesehen und deren Flüstern sie vernommen habe. Wir wissen, daß ihre Ausrufe damals einer Polin gegolten hatten. Warum hatte sie bei jenen früheren Vernehmungen einen wahrscheinlich sehr erheblichen

Umstand verschwiegen, also die Wahrheit unterdrückt? sie, die ehrliche, die wahrheitsgetreue Frau?

Auf die jetzige Frage des Inquirenten bekannte sie offen ihre Fehler.

Im Monat März des verflossenen Jahres 1863, als die Revolution in dem benachbarten Polen die wildesten Wogen trieb, war an einem Abende eine Fremde auf Schloß Romnike erschienen und hatte um Aufnahme für die Nacht gebeten. Sie sei eine Polin, gab sie zu erkennen; sie komme aus Polen; sie habe sich über die Grenze flüchten müssen, um das Leben zu retten. Ihr Vater sei Polizeibeamter gewesen, habe als solcher von der Revolution sich fern gehalten, sei dadurch der Menge verdächtig geworden; in der vergangenen Nacht habe man sein Haus gestürmt, ihn und ihre Mutter fortgeschleppt, auch sie fortschleppen wollen, sie habe entfliehen können. Bis zum Anbruche des Tages habe sie sich in der Nähe des kleinen Orts, den sie nannte, aufgehalten, um etwas von dem Schicksale ihrer Eltern zu erfahren. Sie hatte Niemanden zu Gesicht bekommen, den sie hätte fragen können. Zuletzt hatte sie von Kindern gehört, daß auch sie gesucht werde. Sie hatte sich deshalb der preußischen Grenze zugewandt; nur in Preußen wußte sie sich sicher. Erst als es dunkel war, wagte sie, die Grenze zu überschreiten. Wo dies war, wußte sie nicht; sie hatte den ganzen Tag viel hin und her irren müssen, um Niemandem zu begegnen. Sie war in einen großen

dichten Wald gekommen, in dem sie nach einiger Zeit einen breiten Fahrweg fand. Er führte sie nach Schloß Romnike. Sie bat, hier ausruhen zu dürfen, und um ein Stück Brod. Sie hatte zu ihrer Flucht nichts mit sich nehmen können; sie hatte auf ihrer Flucht den ganzen Tag nichts genossen. Das war ihre Erzählung.

Ihr Aussehen sprach für die Wahrheit des Erzählten. Außer der Kleidung auf ihrem Körper trug sie nichts bei sich; sie war erschöpft und ermüdet. Sie wurde aufgenommen, erhielt Speise und Trank; ihr Hunger, mit dem sie es verzehrte, zeigte, wie lange sie es entbehrt hatte.

Sie trug die Kleidung des niederen Bürgerstandes; nur die nothdürftige häusliche, für die tägliche Beschäftigung im Hauswesen passende. Die Kleidung war sauber und hatte selbst auf der Flucht nur wenig gelitten. Das Benehmen der Fremden war ein anständiges, bescheidenes, blieb so, nachdem sie die erste Angst und Sorge und Schüchternheit überwunden hatte.

Sie hatte bei ihrer Ankunft im Schlosse zuerst die Domestiken angetroffen; diese hatten den Haushofmeister herbeigerufen. Der Hausbeamte hatte zunächst für ihre Verpflegung gesorgt, dann der Frau Erhardt Mittheilung gemacht, damit die Generalin Kenntniß von der Fremden erhalte und über deren Aufnahme bestimmen möge. Die Generalin trug der Kammerfrau auf, mit der Fremden zu sprechen. Die Kammerfrau machte der Generalin einen

günstigen Bericht. Daß die Fremde vorläufig bleiben durfte, verstand sich von selbst.

»Hält sie sich gut,« setzte die mitleidige Dame hinzu, »so kann sie ganz hier bleiben.«

Die Fremde hielt sich gut. Sie war immer anspruchslos, bescheiden, still; sie suchte und verstand sich nützlich zu machen; war in mancherlei Frauenarbeiten erfahren. Sie gefiel auch der Generalin, der sie sich vorstellen mußte. Sie durfte ganz im Schlosse bleiben. Sie wurde der Oberaufseherin der Wäsche des Schlosses als Gehülfin zugetheilt. Sie bewährte sich ausgezeichnet in dem Dienste.

Alexia Szladat hieß sie. Sie war einige zwanzig Jahre alt. Sie war eine große, schlanke Gestalt; ihr fein geschnittenes Gesicht hatte anmuthige Züge. Die stille Trauer, die über ihrer ganzen Erscheinung ausgebreitet war, verlieh ihr einen besonderen Reiz.

Sie sprach Polnisch und Deutsch. Ihre Mutter war eine Deutsche gewesen.

Sie war sechs Wochen lang im Schlosse. Ihr Benehmen war immer dasselbe. Sie war still, fleißig, aufmerksam und freundlich gegen Jedermann, geliebt und geachtet von Allen. Ihr Betragen war das sittsamste. Auffallend konnte nur Eines an ihr sein, sie schloß sich an Niemanden näher an, wurde mit Keinem vertraut. Man konnte das freilich aus ihrer Lage erklären, seit ihrer Flucht aus Polen hatte sie nicht die geringste Kunde aus

ihrer Heimath oder über ihre Eltern erhalten; sie mußte fürchten, deren Schicksal sei das unglücklichste gewesen. Dauerte doch noch immer die Revolution drüben fort, wurden doch ihre Gräuel von Tag zu Tag grausamer, blutiger.

Eines Tages war sie plötzlich verschwunden.

Sie hatte sich des Abends zu der gewöhnlichen Zeit in ihr Schlafgemach begeben. Dieses lag in dem alten Schlosse zu ebener Erde. Sie schlief allein darin. Am anderen Morgen kam sie nicht wieder zum Vorschein. Sie wurde bei der Arbeit vermißt. Man suchte sie in ihrem Stübchen. Die Thür war verschlossen. Man rief ihren Namen, es erfolgte keine Antwort. Die Thür wurde gewaltsam geöffnet. Das Gemach war leer; das Bett war nicht berührt; das Fenster stand offen. Sie hatte durch das niedrig gelegene Parterrefenster ohne Gefahr und ohne Mühe ins Freie gelangen können. Sie hatte nichts mit sich genommen als die Kleider an ihrem Körper; und es waren dieselben, in denen sie auf Schloß Romnike angekommen war. Sie war hier mit neuer Kleidung beschenkt worden, die sie getragen hatte; sie hatte sie vor ihrer Flucht gegen die alte einfache bürgerliche Kleidung ausgetauscht. Sie hatte andere Geschenke bekommen; sie hatte auch davon nichts mit sich genommen.

Plötzlich und räthselhaft, wie sie erschienen war, war sie wieder verschwunden.

Für eine Person im Schlosse war sie schon seit einiger

Zeit eine räthselhafte Erscheinung gewesen, für die Frau Erhardt.

Der Frau, die Vieles erlebt, Vieles zu beobachten Gelegenheit gehabt und daher viele Menschenkenntniß sich erworben hatte, wollte bisweilen der Umstand sonderbar, gar verdächtig werden, daß »die Polin«, wie sie in dem Schlosse genannt wurde, sich an Niemanden angeschlossen, daß vielmehr das Herz, das von Heimath und Eltern sich hatte losreißen müssen, das täglich Trauerkunden aus jener vernahm, Schreckensnachrichten über das Schicksal der theuersten Angehörigen jeden Augenblick entgegensehen mußte, daß dieses Herz vielmehr gegen alle Theilnahme, gegen alles ihm angetragene Vertrauen sich abschloß. Das sei unnatürlich, sagte sich die erfahrene Frau. Sie beobachtete die Polin. Lange gewahrte sie nichts, was ihrem Verdacht nur irgend einige Nahrung hätte geben können. Sie beschloß, bestimmte Schritte zu thun.

Sie trat eines Nachmittags plötzlich in die Plättkammer, in der sie die Polin und zwar ganz allein beschäftigt wußte. Die Polin war allein darin; sie konnte auch in sofern beschäftigt erscheinen, als sie ein Stück Wäsche zum Zusammenfalten in den Händen hielt. Aber sie war sichtlich erschrocken über das unvermuthete Eintreten eines Menschen und sie hatte so sehr die Geistesgegenwart verloren, daß sie ihr Erschrecken auf unglückliche Weise zu verbergen suchte. Sie stand an

einem offenen Fenster der Kammer und wie die Thür sich öffnete, bog sie aus dem Fenster sich hinaus, als wenn sie ruhig hinausschäue. Die Frau Erhardt hatte die Bewegung gesehen. Sie verrieth dies durch nichts, sprach kurz einen Befehl der gnädigen Frau und entfernte sich wieder. Eine Spur von Verlegenheit hatte die Polin weiter nicht gezeigt. Der Verdacht der Kammerfrau war stärker geworden.

Das Fenster der Plättkammer führte in einen jener vielen schmalen und spitzen Winkel der alten Ritterburg, in denen leicht sich Jemand verbergen konnte; es lag nach der Außenseite des Schlosses, in der Nähe eines Boskets, in dem wiederum ein Mensch sich verborgen halten konnte.

Sie hat eine geheime Unterredung gehabt, sagte sich die Frau Erhardt.

Sie mußte wissen, mit wem.

Auf einen Fremden, Unbekannten fiel ihr Verdacht. Bei dem Gedanken an irgend einen Bewohner des Schlosses mußte sie den Kopf schütteln. Mit dem, der sie hier ausgesucht hat, combinirte die Frau weiter, hat sie ganz sich nicht aussprechen können; sie wurde durch mich gestört. Der Mensch darf sich hier nicht länger aufhalten, ohne verrathen zu werden. Sie werden sich also heute noch einmal sehen; nicht vor dem Abend; und wo? An demselben Fenster der Plättkammer! Zu dem Fenster ihres Schlafgemachs darf er sich nicht wagen, es

führt auf den Schloßhof. Aus ihrem Schlafgemach kann sie durch die inneren Gänge der alten Burg in die Plättkammer gelangen, ein Schlüssel zu dieser ist in ihrem Besitze.

Die Frau Erhardt traf danach ihre Maßregeln. Einem Dritten durfte sie sich nicht anvertrauen; ihr Verdacht konnte ein unbegründeter sein.

Nahe der Plättkammer lag ein Zimmer, in dem die geplättete Leinwand bis zur weiteren Sortirung aufbewahrt wurde. Einen Schlüssel dazu besaß die Frau Erhardt. In dieses Zimmer begab sie sich unbeobachtet, noch vor dem Eintreten der Dunkelheit. Ein Fenster desselben führte in den nämlichen Winkel, an dem das Fenster lag, durch welches die Polin eine Unterredung gehabt haben mußte. Es befand sich ihm in fast gerader Richtung gegenüber. An das Fenster stellte sie sich.

Sie stand lange harrend, in Dunkelheit und Stille, die in ihrem Zimmer herrschten, in der Plättkammer drüben, in dem Winkel unten.

Drüben in der Plättkammer wurde endlich ein leises Geräusch hörbar; Jemand mußte eingetreten sein. Die Frau Erhardt zog sich von dem Fenster zurück, an dem sie ihren Beobachtungsposten eingenommen hatte. In dem Dunkel ihres Zimmers war sie so nicht wahrzunehmen, während sie sehen mußte, wenn drüben sich etwas am Fenster zeigte, diesem nur näher kam.

Es war an dem Fenster etwas erschienen; eine

Veränderung des Lichtes oder des Schattens hinter den Scheiben zeigte es an; erkennen konnte man nichts.

»Die Polin!« sagte sich die Frau Erhardt, deren Erwartung in so weit bestätigt war, um so höher gespannt wurde.

Der Schatten drüben veränderte sich noch einige Male, verschwand, war wieder da.

Sie ist ungeduldig, daß der Erwartete noch nicht kommt!

Nach fünf Minuten mußte er da sein. Die Frau Erhardt hatte nichts gehört, keine Stimme, keinen Schritt, kein Zeichen. Aber das Fenster drüben wurde leise, unhörbar geöffnet; eine Gestalt erschien darin, nicht zu erkennen in der Dunkelheit, aber unzweifelhaft die Polin. Die Umrisse einer weiblichen Gestalt waren auch bald zu unterscheiden. Eine Frauenstimme wurde dann hörbar; sie sprach hinunter, flüsternd nur, aber die Frau Erhardt erkannte auch in dem Flüstern die Stimme der Polin. Eine männliche Stimme antwortete von unten herauf, gleichfalls leise, so daß die Frau Erhardt, zumal durch das verschlossene Fenster, nur ein Flüstern vernahm.

Die Beiden unterhielten sich lange angelegentlich, wie es schien. Sie sprachen manchmal lauter; sie hatten sich entweder vergessen oder sie wußten sich sicher. Die Stimme der Polin erkannte die Kammerfrau jetzt deutlich; die Stimme des Mannes unten wollte sie erschrecken; sie meinte, sie schon früher gehört zu haben,

aber sie konnte sich nicht besinnen, wo, wann, unter welchen Umständen. Von dem, was die Beiden sprachen, verstand sie kein Wort. Sie unterhielten sich in französischer Sprache; das konnte die Frau unterscheiden; sie hatte in ihrem früheren Dienst oft französische Conversation angehört; der fremden Sprache war sie nie mächtig geworden. Die Unterhaltung dauerte länger, hatte zuletzt einen ruhigeren Charakter angenommen; es schien der Frau Erhardt, als wenn von beiden Seiten Vorschläge gemacht wurden, über die dann ein gegenseitiger Austausch stattfand, zuletzt wohl ein Einverständniß. Das Gespräch hörte auf; die Polin verschwand aus dem Fenster, verschloß dieses; auch ihr Schatten war nicht mehr zu sehen. Unten war kein Laut mehr zu vernehmen; der Sprechende war geräuschlos gegangen, wie er geräuschlos gekommen war.

Wer war er? Die Frage wollte die Kammerfrau immer mehr beunruhigen; sie hatte schlechterdings keine Antwort darauf. Hinunterblicken in den Winkel, wo er stand, — hatte sie nicht gedurft, wenn sie sich nicht verrathen wollte.

Sie mußte in ihr Stübchen zurückkehren, später zu ihrer Herrin, der sie beim Auskleiden zu der Nacht Hülfe zu leisten hatte. Ihre Unruhe wußte sie zu verbergen. Sie theilte auch der Generalin nichts von dem mit, was sie gesehen und gehört hatte; es hätte die junge Dame nur ebenfalls beunruhigt. Noch mehr, die Generalin hätte

wahrscheinlich ihrem Gatten Mittheilung gemacht, vor dem sie kein Geheimniß hatte. Er würde eine sofortige Untersuchung angeordnet haben, die vielleicht nur eine ganz unschuldige Begegnung herausgestellt, jedenfalls aber sie, die Frau Erhardt, als eine heimliche, gefährliche Horcherin dem ganzen Schlosse verrathen hätte. Am anderen Morgen wollte sie der Polin selbst Alles mittheilen und von dieser eine gleich offene Mittheilung verlangen. Mit dem Entschlusse legte sie sich schlafen, aber ihre Nacht war eine schlaflose.

Am anderen Morgen war die Polin verschwunden.

Sollte sie jetzt noch die Herrin, das ganze Schloß durch eine Entdeckung, die sie sogleich hätte machen müssen, in eine neue Unruhe versetzen und sich dadurch zugleich den Vorwurf zuziehen, daß sie nicht rechtzeitig Anzeige gemacht hatte? Und zu welchem Zwecke? Die Polin hatte nichts Fremdes, nicht einmal ihr sämmtliches Eigenthum mit sich genommen. Führte sie gegen das Schloß oder einen Bewohner desselben etwas im Schilde, so war man durch ihr plötzliches räthselhaftes Verschwinden allein eben so gewarnt, als wenn man auch noch ihre vorherige geheime Unterredung mit einem Fremden kannte.

Die Frau Erhardt beging einen gewöhnlichen menschlichen Fehler; sie machte zu ihrem ersten Fehler den zweiten: sie schwieg.

Sie machte dann den dritten: sie schwieg auch, als der General ermordet war, als das Gericht die Untersuchung

über den Mord führte. Als Grund hatte sie ihr erstes Verschweigen, das man ihr zur Last legen könne. Freilich stand ihr zur Seite, daß, wenn sie auch Alles der Wahrheit gemäß bekundet hätte, darauf nur Vermuthungen zu bauen waren, denen mit Erfolg um so weniger weiter nachgeforscht werden konnte, als damals die Revolution in Polen noch in vollem Gange sich befand, die Grenze hermetisch verschlossen war, und das Gericht von den polnischen Revolutionsbehörden kein Entgegenkommen, keine Hülfe und keine Auskunft erwarten durfte, zumal für Verfolgung eines Verbrechers, der wahrscheinlich mit einem Befehle der Warschauer geheimen Nationalregierung in Verbindung stand.

Jetzt bekannte die Frau offen ihre Fehler; sie theilte Alles mit, was wir hier berichtet haben.

Für die Untersuchung konnte es auch bei der gegenwärtigen veränderten politischen Lage Polens nur von sehr zweifelhaftem Werthe sein, Hätte man auch sicher auf ein bereitwilliges Entgegenkommen der russischen Regierung rechnen können, so herrschte doch in dem unglücklichen Lande überall eine solche Verwirrung, es waren alle Verhältnisse, politische wie bürgerliche, so auseinandergerissen, daß die Ermittlung eines Verbrechers aus der Revolutionszeit nur dem Zufalle gelingen konnte. Was aus jener Zeit compromittirt war, hatte sich geflüchtet, oder war erschossen, oder sehnte in den Bergwerken Sibiriens den

Tod herbei.

Andererseits hatte die Stimme, die mit der Polin flüsterte, die Frau Erhardt wohl, und zwar in nicht geringem Grade, beunruhigt; sie meinte, sie müsse sie schon gehört haben; aber sie meinte dies in jener Unbestimmtheit, die wir bezeichneten. Jetzt, da ihr der Name Teufen genannt wurde, dachte sie an diesen; aber es war wohl nur ein Spiel ihrer Phantasie, beruhend auf einer äußerst losen Combination. Das mußte sich auch der Richter sagen, und es blieb für die Untersuchung nichts übrig, als der allerdings sonderbare Moment, daß der Irrsinnige zur Ausführung des Mordes, als dessen Thäter er sich bekannt, den Beistand einer Polin gehabt haben wollte, die im Schlosse genau bekannt gewesen war. Hatte er dabei gesagt, er habe auch die Generalin ermorden wollen, und die Polin habe dies von ihm verlangt, so schien das allerdings wieder damit übereinzustimmen, daß der Mörder mit der flüsternden Frau in der Mordnacht einen erregten Wortwechsel gehabt hatte. Dagegen war indeß wieder zu beachten, daß die Kammerfrau die beiden Stimmen, deren Flüstern sie in jener Nacht gehört, nicht als die Stimmen der Polin und des in dem Winkel der Plättkammer mit ihr sich unterhaltenden Mannes wiedererkannt hatte.

So war im Grunde durch die Aussage der Frau Erhardt gar kein Resultat gewonnen.

Ein Verhör mit der Generalin mußte mit sicherer

Voraussicht nicht minder resultatlos bleiben, wäre also eine unnütze Grausamkeit gewesen. Der Richter nahm Abstand davon.

Der Wachtmeister Taudien war noch da!

Wird er sich jetzt bequemen, zu sagen, wer ihn verwundet habe?

Der Richter ließ ihn herbeirufen.

Der alte Soldat erschien prompt, wie auf ein militärisches Commando. Aber als der Richter die erste Frage an ihn richten wollte, kam er dieser mit jener Festigkeit zuvor, die er schon bei seiner früheren Vernehmung gezeigt hatte:

»Herr Gerichtsrath, geben Sie sich keine Mühe mit mir. Mein alter Kopf hat die ganze Geschichte vergessen. Sie können mich in das Gefängniß werfen lassen; dann gehe ich ein paar Wochen früher aus dieser Welt.«

Der Richter stand auch von seiner Vernehmung ab.

Dagegen machte er, wie wir hier gleich bemerken wollen, noch einen Versuch, durch die neuen Behörden in Polen etwas zu erfahren. Er hatte sich schon bald nach Niederwerfung der Revolution vergeblich an sie gewandt. Sein jetziger Versuch blieb eben so fruchtlos.

Die Generalin hatte von der Anwesenheit des Gerichts nichts erfahren. Auf Veranlassung der Frau Erhardt machte ihr Niemand eine Mittheilung, die nur nachtheilig auf sie einwirken konnte.

Der Mord auf Schloß Romnike war nach wie vor in

das tiefe Dunkel gehüllt. Es sollte sich aufhellen, in entfernter Gegend, in unerwarteter Weise, zwei Jahre nach seiner Verübung.

Die Gräfin Randow befand sich wieder in dem Bade unfern der Residenz. Sie bewohnte wieder das schöne, elegante Landhaus, mit den großen Gesellschaftssälen, den kleinen Salons, den reizenden Boudoirs, dem schattigen Garten. Sie machte wieder ein großes Haus, gab glänzende Gesellschaften.

Sie hatte keine Schulden mehr, den abscheulichen Wucherer Moses Levi nicht mehr zu fürchten. Ihre Tochter Helene war durch Testament ihres ermordeten Gatten dessen einzige Erbin geworden, und bei ihrer Minderjährigkeit war der gesetzliche Verwalter ihres kolossalen Vermögens ihr Vater, der Justizminister Graf Randow, der von seiner Verwaltung Niemandem Rechnung abzulegen hatte, wenn seine Tochter sie nicht forderte, und die unglückliche junge Wittwe forderte sie nicht.

Ob die Gräfin Randow auch noch geheime Besuche empfing?

Sie befand sich wieder in ihrem reizenden Boudoir, aus dem man unmittelbar unter die Bäume des Gartens trat. Das Boudoir war heute nicht hell erleuchtet; es brannte darin nur eine einzige Lampe, deren dichter, tief hinunter reichender Schirm kaum ein halbes Dämmerlicht verbreitete, immer genug, um die volle Schönheit der

Dame zu zeigen.

Die Gräfin Randow war noch die schöne Frau; das schärfste Auge hätte an ihr keine Veränderung zum Nachtheile ihrer Schönheit auffinden können; und wenn sie mit dem Dämmerlichte sich umgeben hatte, so mußte das zu einem besonderen Zwecke geschehen sein.

Sie saß oder sie lag vielmehr auf einem Sopha in der dunkelsten Ecke des Gemaches. Sie erwartete hier etwas, diesmal nicht mit Ungeduld.

Sie gab heute keinen Ball, keine andere Gesellschaft. Ihr Gatte war in der Residenz. Der Abend gehörte ganz ihr.

In dem Dunkel des Gartens nahte sich ein Schritt der offen stehenden Thür des Boudoirs.

Die Dame hörte ihn, horchte einen Augenblick auf, verblieb in ihrer reizenden Lage.

Der Schritt war an der Schwelle der Thür angelangt, machte draußen Halt, ohne sofort einzutreten.

Die Dame wollte sich darüber verwundern.

Da war er schon an ihrem Sopha, und sie wollte mit einem Schrei des Entsetzens aufspringen.

Eine kräftige Hand hielt sie nieder.

»Gemach, Adele!«

»Elender, Sie wagen es —!«

»Volle Ruhe, meine theure Adele!«

Ein Stilet, in der Hand des Sprechenden blitzend, gab der Drohung einen eigenthümlichen Nachdruck.

Die schöne Frau lag wie in Ohnmacht.

Der Drohende sprach zu ihr: »Meine theure Adele, mein Wiedersehen erschreckt Dich? Ich versprach Dir aber doch, wieder zu kommen. Erhole Dich! Nimm Dir die Zeit dazu, Du hast sie! Auch ich!«

Der Sprechende mußte die Dame genau kennen, und unzweifelhaft genau kannte sie der Fälscher und Galeerensträfling, der sich vor mehreren Jahren hier Graf Mogialski genannt hatte und den wir unter keinem anderen Namen kennen.

Die Gräfin Randow lag in keiner Ohnmacht mehr.

»Mörder!« stöhnte sie.

Das Wort nahm dem Verbrecher seinen Humor nicht.

»Hm, Madame, kaufen Sie mir Ihr Leben ab, so werde ich an Ihnen nicht zum Mörder.«

Die Gräfin hatte Geistesgegenwart, wir wissen es. Sie konnte sich auch in Lagen finden, die einmal nicht zu ändern waren. Sie hatte schon dem Juden Moses Levi den Wucherschein unterschrieben.

»Was verlangen Sie von mir, mein Herr?« sagte sie.

»Du bist reizend, Adele!« rief er.

Er zog ein Papier hervor, hielt es ihr hin.

»Ich bitte um die Unterschrift dieser kleinen Anweisung. — Doch nein!«

Er zog das Papier zurück, sah sich in dem Gemache um,

»Ah, hier ist ja noch Alles, wie früher. Ach, der

reizende kleine Schreibtisch dort. Möchtest Du Dich zu ihm bemühen, Adele, um diese Anweisung abzuschreiben und zu unterzeichnen? Wenn das Ganze von Deiner schönen Hand geschrieben ist, gehe ich um so sicherer.«

Die Gräfin war in der Gewalt des Menschen. Sie erhob sich. Er gab ihr seinen Arm, sie an den Schreibtisch zu führen, um der Sicherheit willen wohl. Sie nahm den Arm, setzte sich an den reizenden kleinen Tisch. Er blieb an ihrer Seite, legte ihr seine Anweisung hin, Papier für die Abschrift daneben, überreichte ihr eine Feder, setzte ihr das elegante Tintenglas zurecht. Er war die Höflichkeit und Aufmerksamkeit selbst, mit dem blitzenden Dolche in der Hand.

Sie las die Anweisung durch, bevor sie schrieb.

»Das ist eine ungeheure Summe!«

»Für ein schönes und theures Leben nicht zu hoch, Madame.«

Sie las die Anweisung zu Ende.

Ein Strahl der Hoffnung flog durch ihr Gesicht.

Es war ein Accreditiv auf ihren Bankier in der Residenz, der während der Saison ein Comptoir in dem Bade hatte.

»Während er geht,« sagte wohl ihr Hoffnungsstrahl, »sende ich einen Diener zu dem Comptoir, der ihm zuvorkommt.«

Sie schrieb die Anweisung ab, setzte ihren Namen darunter. Sie vermochte es mit fester, sicherer Hand.

Sie übergab ihm das Papier; er selbst nahm sein Concept. Er verglich beides, war zufrieden, wandte sich nach der Thür, die nach dem Garten führte. Sie warf einen Blick auf die gegenüber befindliche, in das Innere des Hauses führende Thür. Sie konnte diese mit einem Sprunge erreichen, während er einen Schritt zu der anderen hin machte. Aber er machte den Schritt nicht.

Er schnalzte mit der Zunge.

Aus dem Dunkel des Gartens erschien eine Frau in der Thür.

Sie war eine große schlanke Gestalt; ihr feingeschnittenes Gesicht war voll Anmuth, die durch den Ausdruck einer stillen Trauer gehoben wurde. Sie trug eine elegante Reisekleidung.

»Die Polin!« zitterte es über die erbleichenden Lippen der Gräfin.

Jetzt erst war sie erbleicht, indem sie die Frau sah, die nach der Beschreibung in den Briefen der Frau Erhardt keine andere sein konnte, als die Polin auf Schloß Romnike.

Der Polin übergab der Graf Mogialski die von der Dame ausgestellte Anweisung. Sie verschwand damit.

»Darf ich bitten, Madame?« sagte der freche Mensch dann zu der Gräfin.

Er bot ihr wieder seinen Arm; sie nahm ihn, diesmal wohl in der Verwirrung ihrer Sinne. — Sie kehrte an dem Arm eines Mörders zu dem Sopha zurück.

Einen Augenblick lag sie hier erschöpft; dann vermochte sie sich zu erheben.

Der Mörder von Schloß Romnike stand ruhig vor ihr, seinen Dolch in der rechten, seine Uhr; in der linken Hand.

Er gebot ihr, sich nicht zu rühren, wenn sie ihr Leben lieb habe; sie legte sich gehorsam in das Sopha zurück. Er sah auf seine Uhr. Als eine Viertelstunde verflossen sein mochte, schob er die Uhr in seine Tasche.

»Gnädige Frau,« sagte er dann, »Sie haben heute einen geringen Beweis meiner Aufmerksamkeit erhalten. Er wird bei mir nicht lange vorhalten. Meine Begleiterin und ich sind Beide gewohnt, auf einem großen Fuße zu leben. So werde ich bald genöthigt sein, Ihnen wieder einen Besuch abzustatten. Finden werde ich Sie, wo Sie auch sein mögen. Leben Sie wohl!«

Damit verschwand er in dem Dunkel des Gartens.

»Mörder!« rief sie ihm nach.

»Mörder! Zu Hülfe!« wollte sie laut rufen, daß es im Hause, im Garten, in der ganzen Nachbarschaft widerhallen solle. Sie vermochte keinen Laut hervorzubringen; ihre Zunge war gelähmt. Eine unnennbare Angst ergriff sie, sie wollte sich erheben, sie vermochte auch das nicht; ihre Glieder waren gelähmt, ihr ganzer Körper war es; ein furchtbarer Nervenschlag hatte sie getroffen, in Folge des Schrecks, der verhaltenen Wuth, der Todesangst. Das Bewußtsein hatte sie nicht

verloren, und das war das Schrecklichste ihres Zustandes.

Sie war allein, von Menschen entfernt; sie war ohne Hülfe, in einer Lage, in welcher sie der dringendsten Hülfe bedurfte; sie hatte in naher Zeit keine Hülfe zu erwarten; in das Gemach, in dem sie sich befand, durfte ohne die dringendste Nothwendigkeit Niemand eintreten. Und jeder Augenblick, den sie ohne Hülfe zubrachte, konnte ihr den Tod bringen. Sie sollte sterben; sie sollte allein sein in ihrer Todesstunde!

Sie verbrachte Stunden so! Lange, qualvolle Stunden! Stunden der Todesangst! Auch der Reue, der besseren Vorsätze?

Es war später Abend, als endlich ihre Kammerfrau wagte, sich zu ihr zu begeben, als sie gefunden, erlöst wurde.

Aber war es eine Erlösung? Ihr Nervensystem war unheilbar zerrüttet. Sie mußte gelähmt bleiben für ihr Leben lang, und das Bewußtsein blieb ihr.

Sie lebt noch, die Frau der Sünde und des gestraften Leichtsinns.

Ihre Tochter Helene blieb noch manches Jahr ein Engel der Armen auf der Erde. Ganz genesen konnte sie nicht wieder; im vorigen Jahre kam sie zu der Ruhe, nach der sie sich gesehnt hatte.

Die Kammerfrau Erhardt ist seitdem die treue Pflegerin der Gräfin Randow.

Der alte Wachtmeister Taudien starb wenige Jahre nach

den erzählten Begebenheiten. Er war immer der starre, verschwiegene Mann gewesen.

Als er seine Sterbestunde herannahen fühlte, ließ er die Frau Erhardt zu sich bitten. Er wollte die Geheimnisse der Mordnacht von Romnike nicht mit sich in das Grab nehmen. Er theilte der Frau Folgendes mit.

An dem Abend vor der entsetzlichen Nacht hatte er auf seinen Streifereien durch die Umgebung des Schlosses die Polin gesehen; nur in der Ferne, und er hatte nur gemeint, daß sie es sei. Bevor er sie genau erkennen konnte, mußte sie ihn erkannt haben; sie war verschwunden. Er setzte ihr nach; er fand sie nicht wieder. Um so beunruhigter wurde er; er war immer mißtrauisch gegen die Person gewesen. Um nicht unnöthiger Weise Andere zu beunruhigen, schwieg er. Den ganzen Abend jedoch befand er sich auf Wache; die Furcht vor einem Ueberfall der polnischen Hänge-Gendarmen war auch ihm nicht fremd geblieben. Er umschweifte das Schloß von allen Seiten, in der Nähe und in der Ferne. Er entdeckte bis Mitternacht nichts; er kehrte zum Schlosse zurück.

Allein überall hatte er nicht sein können, und wie leicht hatten die Menschen, die einen heimlichen Ueberfall vorhalten, durch die von allen Seiten das Schloß umgebenden dichten Waldungen, zumal in der dunklen Nacht, unbemerkt nach Romnike gelangen können! Als er bei dem Schlosse wieder anlangte, fand er

es von den Polen besetzt. Sein Nahen war nicht wahrgenommen worden; er wußte sich unbemerkt zurückzuziehen. Aber wie seinem Herrn Rettung bringen? Er machte mancherlei Versuche; sie mißlangen; überall waren Wachen aufgestellt. Er hätte noch durch ein lautes Zeichen die Bewohner im Innern benachrichtigen können; es hätte ihm sofort das Leben gekostet; er zweifelte nicht daran; und gewonnen war nichts dadurch, gegenüber den vorsorglichen Anstalten der Bande und der allgemeinen Furcht vor den Hänge-Gendarmen. Es zeigte sich ja auch nachher, wie die sämtlichen Bewohner der »Häuser« durch die an diesen aufgestellten Posten waren zurückgehalten worden.

Eins gelang ganz zuletzt, aber zu seinem Schrecken. Er hatte unbemerkt das äußere, dem Park zugewandte Ende des alten Schlosses zu erreichen vermocht. Er wollte hier zwischen den vielen Winkeln der Mauervorsprünge und der Strebepfeiler einen sichern Platz aufsuchen, von dem er ein nach außen nicht vernehmbares Zeichen in das Innere geben könne. Er war in eine Falle gerathen. Hinter einem Pfeiler sprang ein Mensch hervor: Zwei kräftige Arme umfingen den Wachtmeister. Ein zweiter Mensch kam in demselben Moment und dessen höhnische Stimme sprach:

»Ach, Sie sind es, alter braver Wachtmeister.«

Es war der Graf Mogialski, der also sprach, und der Fälscher und Galeerensträfling fuhr ohne Unterbrechung

fort:

»Ich bin unendlich erfreut, Sie hier zu finden. Von der einen Seite kann ich Ihnen das Leben retten, von der andern Ihrer Herrschaft die Ehre. Es werden in der heutigen Nacht auf Schloß Romnike sich wichtige Ereignisse vollziehen, sie sind nicht aufzuhalten, nicht zu verhindern; der tapfere General wird nicht mein Opfer, wenn er auch das Opfer meiner Hand wird, meiner Hand, die ein höherer Wille leitet. Indeß, mein Name darf dabei nicht genannt werden, wie unsere nationalen Acte der Gerechtigkeit überhaupt keinen Namen kennen. Nur Sie hier sahen mich, nur Sie kennen meinen Namen. Kommt der Name Mogialski über Ihre Lippen und wird er genannt, so war er nur über Ihre Lippen gekommen; es wird dann die Welt erfahren, was die Schwiegermutter des Generals und die leibliche Mutter der Generalin, was die Gräfin Randow mir war und daß ich in Wahrheit auf ihr Geheiß hier bin. Ja, mein braver Taudien, ich handele hier für eine heilige patriotische Sache, aber auch für jene Dame, die sich in Ungeduld verzehrt, bis ihre Tochter und durch diese sie selbst die Millionen des Grafen Waldern ihr Eigenthum nennen kann. — Gute Nacht, braver Wachtmeister!«

Der Graf, der Verbrecher, gab seinen Gefährten einen Wink. Der Wachtmeister war frei, konnte frei gehen.

Hatte der Mensch die Wahrheit gesprochen? Gleichviel, mußte der treue Diener sich sagen. Seine

Drohung kann er wahr machen, und er würde sie wahr machen!

Er setzte um so mehr seinen Versuch fort, das Leben seines Herrn und jetzt wahrscheinlich auch das seiner Herrin zu retten. Es gelang ihm, in das Schloß zu dringen. Durch die Finsterniß hatte er sich unbemerkt an das Fenster der Portierloge zu schleichen gewußt. Es galt hier Muth. Der alte Soldat fühlte ihn doppelt in sich. Rasch stieß er das Fenster ein und auf. Ehe ein Posten an den Häusern ihn sah, hatte er durch die Oeffnung sich in das Innere des Gebäudes geschwungen. Mochten die Posten das Geräusch vernommen haben, verfolgen konnten sie ihn nicht, sie hatten ihn nicht gesehen; sie durften ihren Platz nicht verlassen.

Im Innern war es still, ruhig. Die Mörder waren noch nicht hineingedrungen. Er begab sich hinauf zu dem Korridor vor den Schlafgemächern der Herrschaft. Niemand war ihm begegnet. Er horchte an den Thüren der beiden Gemächer; er vernahm keinen Laut; der General mußte schlafen, ebenso die Generalin. Sollte er sie wecken?

Ein Schritt nahte sich dem Korridor.

Er ging ihm entschlossen entgegen.

Es war die Frau Erhardt. Sie theilte ihm mit, daß sie den General benachrichtigen wolle.

Da wurde ihm die ganze Situation klar. Der General war einerseits der muthige Mann, der vor keiner Gefahr

zurückwich, der, sobald er erfuhr, welche Gefahr ihm hier drohe, ihr unerschrocken entgegengetreten wäre, sein und seiner Gattin Leben vertheidigt hätte, er ganz allein gegen eine ganze Rotte, der er nothwendig hätte unterliegen müssen. Andererseits, hatte die Frau einmal der Herrschaft ihre Mittheilung gemacht, so würde sie namentlich ihre Herrin nicht wieder verlassen haben; sie hätte dann den Grafen Mogialski sehen müssen, der noch kurz vorher gedroht hatte, sobald seine Name genannt werde, der Welt die Schande der Mutter der Generalin zu offenbaren. Er beschwor die Frau Erhardt bei ihrem Seelenheile, zurückzukehren.

Sie kehrte zurück.

Der alte Wachtmeister blieb allein in dem Korridor.

Er hatte einen Entschluß gefaßt; es war still um ihn her geblieben, im Hause, draußen.

»Sie sammeln sich zum Eindringen,« sagte er sich.

Er sah nur einen Weg der Rettung. Es war der, in das alte Schloß zu eilen, dort Alles zur Hülfe zu wecken; es schliefen dort muthige und bewaffnete Männer, die Forstbeamten, andere Beamten und Diener, die Soldaten gewesen waren.

Er eilte zu der Verbindungsthür zwischen den beiden Schlössern. Als er sie erreichte, fühlte er einen Stich in der Brust.

»Armer Wachtmeister, müssen Sie doch der Erste sein, der von meiner Hand fällt!«

Der Graf Mogialski faßte mit den Worten den Verwundeten unter, trug ihn in den Winkel des Korridors, daß er dort sterben solle.

Der alte Soldat starb nicht. Das Bewußtsein hatte er verloren. Als er erwachte, war es still um ihn her. Durch die Stille hörte er den Schritt und die Stimme der Frau Erhardt, die ihm eine Hülfe brachte, die er nicht wollte.

Das war es, was der Wachtmeister Taudien vor seinem Tode der Frau Erhardt anvertraute.

Wie aber der Schreiber dieser Zeilen nach dem Tode der übrigen beteiligten Personen die Geheimnisse der Mordnacht auf Schloß Romnike erfuhr, es gehört nicht hierher.

Eins jener Geheimnisse blieb unentdeckt. War die Generalin, die von der Kammerfrau weinend in ihrem Bette angetroffen wurde, auf ihrem Lager Zeugin des Mordes geworden? Hatte sie ihr Bett verlassen gehabt? War der Mörder, nachdem er seine That vollbracht, an ihr Lager gedrungen, um, boshaft und verworfen wie er war, durch sein Erscheinen, vielleicht durch Drohungen die Unglückliche in Wahnsinn zu bringen? Die Generalin hatte von der ganzen Schreckensnacht nie wieder ein Wort gesprochen.

Von dem Grafen Randow noch, dem Minister, dem Verschwender, dem Spieler — was geht er uns an?